

Daniela Bohde, Astrid Zenkert (Hg), Der Wald in der Frühen Neuzeit zwischen Erfahrung und Erfindung. Naturästhetik und Naturnutzung in interdisziplinärer Perspektive, Köln (Böhlau) 2024, 297 S., 117 Abb., ISBN 978-3-412-52618-4, EUR 50,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Marcel Schön, Tübingen

Der frühneuzeitliche Wald ist seit Jahrzehnten ein Gegenstand historischer Forschung. Neben Untersuchungen der Nutzung und Regulierung natürlicher Ressourcen in der Geschichtswissenschaft stehen kulturwissenschaftliche Ansätze, die die Wahrnehmung und symbolische Aufladung dieses Naturraums thematisieren. Der Sammelband *Der Wald in der Frühen Neuzeit zwischen Erfahrung und Erfindung. Naturästhetik und Naturnutzung in interdisziplinärer Perspektive* legt den Schwerpunkt auf die Verschränkung beider Dimensionen, also der Nutzung des Waldes und seiner Ästhetisierung. Der Band, der auf eine 2019 an der Universität Stuttgart veranstaltete Tagung zurückgeht, vereint hierfür geschichtswissenschaftliche Perspektiven mit Beiträgen aus der Kunst- und Literaturgeschichte.

Der einführende Beitrag der Herausgeberinnen Daniela Bohde und Astrid Zenkert (9–31) beschreibt die frühe Neuzeit als letzte Phase einer sogenannten »Holzzeit« (11), die von einer starken Konkurrenz verschiedener Nutzungsformen des Waldes geprägt war. Zugleich sei der Wald ein Ort, der seit dem Mittelalter als »Gegenwelt« (13) zur gesellschaftlichen Realität verstanden wurde. Am Beispiel eines Bildteppichs Pasquiers um 1460 wird gezeigt, dass zeitgenössische Darstellungen durchaus beide Sphären abbilden konnten (17–18). Nach Auffassung der Autorinnen spricht dies dagegen, bei der frühneuzeitlichen Wahrnehmung des Waldes von einem Gegensatz von Nutzung und Ästhetisierung auszugehen. Mit diesem Argument wenden sie sich gegen die auf Joachim Ritter zurückgehende, häufig kritisierte Charakterisierung der Vormoderne als Zeit ohne ästhetischen Bezug zur Natur (16).

Hansjörg Küster (35–61) liefert einen Überblick über die verschiedenen Nutzungsformen des Waldes in der Frühen Neuzeit. Der Beitrag nimmt eine wichtige Funktion im Band ein, weil zentrale wirtschaftliche und ökologische Grundlagen erläutert werden, auf die nachfolgende Beiträge aufbauen. Der eigentliche fachliche Schwerpunkt des Textes, nämlich die Pollenanalyse, wird nur vergleichsweise knapp angesprochen. Eine stärkere Einbindung naturwissenschaftlicher Methoden hätte die interdisziplinäre Ausrichtung vervollständigt.

Mit einer Verbindung von Walddarstellungen des Renaissancemalers Albrecht Altdorfers (um 1480–1538) und seinen Vorstellungen vom alten Germanien setzt sich Pierre Vaisse (63–82)



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

kritisch auseinander. Eine ältere Deutung, wonach Altdorfer und sein künstlerisches Umfeld von Humanisten wie Cestis beeinflusst gewesen seien, die sich wiederum auf Tacitus' *Germania* bezogen, ist nach Auffassung des Autors nicht tragfähig (75). Stattdessen stellt er die Frage, ob diese Interpretation unbewusst von einer Vermischung der Themen Wald, Romantik und Nationalismus geprägt ist, wie diese etwa seit dem 19. Jahrhundert auftrat (79–80).

Auch Daniela Bohde (85–119) widmet sich dem Werk Altdorfers. Sie betont, dass die Darstellung von Bäumen, die Spuren menschlicher Nutzung aufweisen, keinen »appellativen Gestus« (97) erkennen lässt, mit dem der Künstler seinerzeit auf einen schlechten Zustand der Wälder hingewiesen hätte. Sowohl bei Altdorfer als auch bei dem Passauer Landschaftsmaler Wolf Huber (um 1485–1553) sei hingegen zu beobachten, dass die Darstellung von Wäldern als Mittel genutzt wurde, um Größe und Tiefenwirkung einer Landschaft zu verdeutlichen, ungeachtet der zeitgenössischen Herausforderungen bei der Holzversorgung (119).

Ein weiterer Beitrag zum Verhältnis von Darstellung und Nutzung kommt von Anna Christina Schütz (121–152), die der Darstellung von Bäumen und Wäldern bei den Künstlern Salomon Gessner (1730–1788), Adrian Zingg (1734–1816) und Carl-Wilhelm Kolbe (1757–1835) nachgeht. Alle drei unternahmen Naturbeobachtungen, die sich in unterschiedlichem Ausmaß in ihren Werken niedergeschlagen haben (130, 137–138). Die Tatsache, dass wiederholt intensiv genutzte Baumarten wie Weiden, Fichten und Eichen dargestellt sind, deutet Schütz so, dass auch die Darstellung von wirtschaftlich bedeutenden Wäldern in ästhetische Zusammenhänge eingebunden sein konnte (151).

Nils Büttner (155–172) stellt anhand der Analyse einer Tapiserie und eines sich zwischen »Kunst und Chorographie« (170) bewegendem Waldplans dar, wie der Wald als Besitz- und Herrschaftsraum visuell erschlossen wurde. Beide bilden den Zonienwald bei Brüssel ab. Der zu Beginn des 16. Jahrhunderts für König Maximilian gefertigte Wandteppich mit der Darstellung höfischer Jagden inszeniert den Wald als fürstlichen Aufenthaltsort, dessen Zugang dem einfachen Volk tatsächlich verwehrt war (162–165). Büttner verweist damit auf Formen symbolischer Aneignung des Waldes und ergänzt die ästhetische Perspektive um eine machtgeschichtliche Komponente.

Anette Baumann (173–194) zeigt, dass Visualisierungen des Waldes auch im Zusammenhang mit rechtlichen Konflikten angefertigt wurden. Anhand dreier Verfahren vor dem Reichskammergericht werden Bildsprache und Entstehungszusammenhang von Augenscheinkarten analysiert (175). Baumann kommt zu dem Schluss, dass die Gestaltung in einem »visualisierten Diskurs« (189) erfolgte, der von den Bedürfnissen der Parteien abhing. Hilfreich ist der rechtsgeschichtliche Überblick, der den Wandel der Zugangsrechte zur Waldnutzung am Übergang vom Spätmittelalter zur Frühen Neuzeit beleuchtet (175–179).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Die herrschaftliche Durchdringung des Waldes steht im Mittelpunkt des Aufsatzes von Sabine Holtz (197–217). Am Beispiel des Schönbuchs zwischen Stuttgart und Tübingen zeichnet sie die herzoglich-württembergische Forstpolitik nach, die eng mit dem Ausbau des Landes und seiner Territorialisierung verbunden war (205). Einbezogen werden auch die sozialen Unruhen am Beginn des 16. Jahrhunderts, denen verschiedene Einschränkungen beim Zugang zu natürlichen Ressourcen vorausgegangen waren (209–210). Der Beitrag verdeutlicht so die enge Verbindung von Ressourcennutzung, obrigkeitlicher Regulierung und sozialen Konflikten.

Die symbolische Funktion von Wäldern in den Gartenanlagen der Medici ist Gegenstand der Untersuchung von Astrid Zenkert (219–252). Sie geht von der Erschaffung einer »politischen Landschaft« (221) aus, in der Gartenwälder herrschaftliche Ansprüche auf echte Wälder rhetorisch untermauern und plausibilisieren sollten (222). Die Anlagen dienten dabei zugleich der »Inszenierung herzoglicher Naturbeherrschung« (229). Aufschlussreich ist, dass die aus einer Kaufmannsdynastie hervorgegangenen Medici-Herzöge zur Legitimation ihres Herrschaftsanspruchs besonderes Gewicht auf die Monopolisierung von Wäldern und Flüssen legten (225).

Der performative Charakter einer Inszenierung des Waldes wird schließlich bei Helena Langewitz (253–293) noch einmal vertieft. Sie wendet sich der Repräsentation im höfischen Musiktheater der Kurpfalz während des 18. Jahrhunderts zu, in der die Natur als bevorzugter Schauplatz eine wichtige Rolle einnimmt (254, 258). Im Gegensatz zum tatsächlichen, schlechten Erhaltungszustand der kurpfälzischen Wälder (256), steht hier die Darstellung eines zwar wirtschaftlich genutzten, aber dennoch intakten Waldes auf Bühnenbildern und Kulissen (286–287).

Der Sammelband stellt überzeugend dar, dass Nutzung und Ästhetisierung des Waldes in der Frühen Neuzeit eng miteinander verbunden waren. Dies gelingt auch dank zahlreicher Abbildungen, die Inhalte illustrieren oder selbst besprochen werden. Durch den Einbezug von Wahrnehmungen und symbolischer Aufladung bietet er Anknüpfungspunkte für eine Perspektive, die den Wald vor dem Hintergrund wirtschaftlicher, aber auch soziokultureller Bewertungen als Ressourcenraum begreift und für sozialökologische Untersuchungen zugänglich macht. Darüber hinaus verdeutlicht der Band das Potenzial interdisziplinärer Zugänge für die Erforschung vormoderner Umweltverhältnisse und ihrer gesellschaftlichen Wechselwirkungen.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.4.114139](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.4.114139)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Didier Boisseuil, Ulrike Krampfl, Marie-Pierre Lefeuvre, José Serrano (dir.), Espaces à saisir: interstices et communs urbains. La ville à l'épreuve de l'interdisciplinarité, Bern, Berlin, Bruxelles et al. (Peter Lang) 2024, 472 p., 6 tabl., 56 en coul., 25 ill. en n/b (Dynamiques citoyennes en Europe, 9), ISBN 978-3-0343-4863-8, DOI [10.3726/b21653](https://doi.org/10.3726/b21653), EUR 60,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Austin Collins, Tübingen

The study of urban spaces has been a growing field across multiple academic disciplines over the last few decades. History, geography, politics, and other subjects have devoted their own approaches to understanding the development and functionality of urban spaces through their specific and theoretical insights. These respective approaches have proved beneficial to their fields of study and have enabled very specific and localised research. However, very few interdisciplinary investigations have been conducted to gain a deeper understanding of testing space and urban studies.

In this volume, Didier Boisseuil, Ulrike Krampfl, Marie-Pierre Lefeuvre, and José Serrano uniquely combine an immersive interdisciplinary study that focusses on how the urban *commun* can be analysed through various academic disciplines in a manner that creates a new empirical understanding of the *commun*. Through a well-organised and systematic approach that traces the problematisation of the *commun* set forth in the introduction, the volume features seventeen chapters and an introduction that traces the chosen and interesting set of perspectives that help to identify how the *commun* can be viewed and analysed through an interdisciplinary lens.

The book opens with an environmental chapter which is followed by a chapter encompassing the sociological approach, before shifting the focus to urban geography, economics, history, literature, ecology, and geographical appropriation whilst featuring case studies in France, the United Kingdom, Switzerland, Belgium, Russia, and Italy. Through a variety of academic disciplines and a wide geographical focus area, the volume has given a new focus and allowed for a combination of multiple perspectives on reimagining and reinvigorating how urban space and geography can be examined in an increasingly interconnected world.

The introduction written by Boisseuil, Krampfl, Lefeuvre, and Serrano emphasises academic connections how combined processes gave birth to the premise of the *commun*. However, the authors then shift their focus on how to define urban intersections as they set forth the layout in three parts that concentrate on knowledge, transformation, and appropriation. In doing so they



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

aim to redefine how urban space and geography, the *commun*, can be studied through enlarged horizons.

Émeline Bailly and Sylvie Laroche open the first case study chapter through their investigation of peripheral green spaces and urban areas in Grand Genève. Mickaël Chelal then offers a sociological case study by following a group of fourteen young men as they operate, function, and appropriate Parisian neighbourhoods to meet their needs and create an urban fabric. Marie Lécuyer provides an economic and urban comparison between Le Havre and Felixstowe as the two grew in prominence as port cities.

Public and private space in post-1945 Orléans is discussed by Florence Cornilleau, while debates concerning the importance of green spaces in Tours and Blois is analysed by Francesca Di Pietro and Marion Brun, whereas Christine Dupouy offers a literature analysis of the poetry of Jacques Réda in relation to the *banlieue*. These articles conclude the first part of the edited volume.

The second part begins with Stéphane Tonnelat analysing the local fight to protect farmland from the development of EuropaCity outside of Paris through a political and legal perspective. The next four chapters serve as a more traditional approach to analysing urban and spatial academic perspectives. Paul Lecat traces how the history and urban fabric of Charonne changed over time as the *commun* was absorbed by Paris in the second-half of the eighteenth century. Lucie Gaugain analyses the transformation of buildings and the urban fabric of a specific neighbourhood of Tours in the fifteenth and sixteenth centuries. Claire Bourguignon tests the myths and realities of mendicant spatiality and temporality of medieval Auvergne. Adrien Pitor analyses building enclosures in eighteenth-century Paris. The second part then concludes with Isabelle Backouche analysing the modern urban developments of Paris.

The final part of the edited volume begins with a text by Daniela Festa which provides a theoretical framework for tracing the history and modernity of the *commun* in contemporary cities. Aurélien Hucq then examines Belgian law regarding urban vegetated spaces. The strategies of appropriating space in Soviet Moscow are analysed by Guénola Inizan and Daria Volkova. Georges-Henry Laffont and Romeo Carabelli explore developing new urban *communs* in the modern-day Loire Valley. Finally, Riccardo Rao concludes the third and last part of the volume by delving into the relationship between the peripheral environment and political centres of medieval Italy.

Whilst the book is very well-organised, the reader might feel a bit frustrated as the progression of the chapters become seemingly displaced towards the end of the volume, losing the innovative momentum at the beginning of the book. Whilst the superb interdisciplinary approach might be appealing to a big audience, the wide array of disciplines could prove too vast to truly grasp the book's content. However, despite the vastness of topics, the reader

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.4.114138](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.4.114138)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

still might wonder whether some non-European case studies could have added to the new horizons set forth in the introduction. Additionally, the volume features uneven chapter lengths, some peculiar and awkward image placement in some chapters which creates large blank spaces on some pages, and lacks a standalone conclusion that could have brought the various disciplines together to bookend the challenges and perspectives that the volume attempts to answer.

Overall, *Espaces à saisir* is a delight to read as the numerous disciplines, geographic zones, and time periods provide a gripping lure. The courage to produce such a wide-scoping academic publication with specific case studies has not gone unnoticed thus far and should be further applauded by peers. This volume challenges how the *commun* and urban spaces should be analysed and explored and offers an important number of perspectives that can add to our understanding of the *commun*.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.4.114138](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.4.114138)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Guido Braun, Camille Desenclos, Renaud Meltz (dir.),
Langues et diplomaties, XV^e–XXI^e siècle/Languages
and Diplomacy, 15th to 21st centuries, Stuttgart
(Kohlhammer) 2024, 363 p., 1 ill. (Forum historische
Forschung: Frühe Neuzeit), ISBN 978-3-17-044730-1,
EUR 67,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Vladislav Rjéoutski, Paris

Ce recueil, issu d'un colloque international tenu à l'université de Mulhouse en décembre 2022, réunit dix-huit articles. Les contributions sont réparties en quatre parties: les langues comme actrices de l'institution diplomatique; la maîtrise linguistique comme enjeu de pouvoir; la pratique linguistique envisagée comme pratique globale; et enfin la traduction, perçue à la fois comme un atout et un danger.

Comme cela arrive souvent dans les volumes collectifs, certains articles dépassent ce cadre thématique. Plusieurs études auraient pu être regroupées autour de la diplomatie française (Camille Desenclos, Isabelle Dasque, Nina Pösch, Angela de Maria, Virginie Martin, etc.) ou autour de la question de l'apprentissage et de la maîtrise des langues par les diplomates (Angela de Maria, Ferenc Tóth, Virginie Martin, Ekaterina Domnina, entre autres). Cette diversité souligne la richesse des perspectives offertes par l'ouvrage, qui intéressera tout lecteur soucieux de comprendre le rôle des langues dans la diplomatie et plus largement dans la vie politique européenne moderne et contemporaine.

L'introduction, signée par Guido Braun et Camille Desenclos, est particulièrement dense. Elle explore les dimensions politiques, socio-culturelles et symboliques de l'usage des langues en diplomatie. Les auteurs rappellent que le multilinguisme, réalité des sociétés modernes, devient dans le contexte étatique un enjeu de pouvoir et de négociation. Ils considèrent l'histoire des langues diplomatiques comme celle d'un «multilinguisme vécu», plutôt que comme une simple succession d'hégémonies linguistiques – approche «globale» croisant les histoires politique, institutionnelle et culturelle.

L'éditeur et l'éditrice soulignent que la recherche s'est trop souvent concentrée sur les congrès de paix et la traduction, négligeant d'autres sphères diplomatiques. Ce volume élargit heureusement le champ d'observation, même si la communication interne entre diplomates d'un même pays, tout aussi révélatrice des rapports de pouvoir et des identités sociales, reste peu abordée.

L'introduction discute aussi les sources: leur caractère souvent unilingue masque la diversité réelle des pratiques multilingues. Trois stratégies d'acteurs sont relevées: acceptation du



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

plurilinguisme, revendication de sa propre langue et recours à une lingua franca – cette dernière étant parfois une »universalité de façade«. Enfin, les éditeurs invitent à croiser l'évolution des pratiques linguistiques avec la spécialisation progressive de la diplomatie européenne, afin de mieux comprendre les rapports entre hiérarchie, compétence linguistique et pouvoir.

Dans la suite de ma recension,¹ je me limiterai à quelques remarques sur des articles relatifs à l'Époque moderne, domaine qui est le mien, et qui m'ont paru être particulièrement novateurs. Ce choix est forcément subjectif, car toutes les contributions se distinguent par leur qualité.

Monique Weiss montre le rôle clé des secrétaires pour les affaires »allemandes« au service des Habsbourg espagnols aux XVI^e et XVII^e siècles: polyglottes, ils étaient bien plus que de simples traducteurs, mais de véritables conseillers politiques dans le triangle diplomatique Espagne – Pays-Bas – Saint-Empire.

Ekaterina Domnina étudie les compétences linguistiques des ambassadeurs anglais à la cour papale (XV^e–XVI^e s.). Environ 60 % d'entre eux, formés principalement dans les universités anglaises et italiennes, maîtrisaient le latin, tandis que l'anglais s'imposait peu à peu dans les instructions diplomatiques; signe du rôle croissant des langues vernaculaires dans la construction des États modernes. Domnina souligne le multilinguisme des échanges et l'absence de lien strict entre langue utilisée et origine nationale des diplomates.

Camille Desenclos, pour sa part, analyse les usages linguistiques dans les relations franco-impériales entre 1520 et 1620. Son étude montre que le choix de la langue relevait moins d'une symbolique politique que d'une recherche d'efficacité dans la communication. Elle nuance l'idée d'une politique linguistique cohérente de l'Empire, révélant la complexité des usages et des stratégies.

Angela de Maria compare la politique linguistique de la France à Constantinople et l'évolution du corps des drogmans. L'école des »jeunes de langues«, censée remplacer les interprètes levantins par des traducteurs »nationaux«, aboutit en réalité à une symbiose entre anciens et nouveaux systèmes, perpétuant les réseaux familiaux existants.

Virginie Martin examine la politique linguistique extérieure de la France révolutionnaire: la promotion du français comme langue nationale a paradoxalement affaibli son statut international. Les efforts pour former des diplomates polyglottes furent limités, comme le montre l'échec du congrès de Rastatt. Toutefois, la



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand

¹ Cette recension a été préparée dans le cadre du projet de recherche »Les langues de la diplomatie russe au XVIII^e siècle dans un contexte européen«, financé par la Deutsche Forschungsgemeinschaft, projet n° 465387972.

puissance militaire permit à la France d'imposer sa langue dans les traités.

Plusieurs études publiées dans ce volume sont basées sur des corpus, parfois assez importants, de sources inédites. Parmi celles qui portent sur l'Époque moderne, cela concerne les articles déjà mentionnés de Monique Weiss, d'Angela de Maria, d'Ekaterina Domnina, d'Isabelle Dasque, de Virginie Martin, de Camille Desenclos, et de Nina Pösch. Deux autres articles devraient être mentionnés à cet égard, ceux de Pierre Saux-Escoubet et de Markus Laufs.

L'étude de Pierre Saux-Escoubet éclaire les tensions du cérémonial diplomatique vénitien au XVII^e siècle, marqué par une évolution de la politique linguistique: les diplomates étrangers purent désormais s'adresser au doge et au collège dans la langue de leur souverain. La République hésite entre l'affirmation de sa souveraineté, symbolisée par l'usage du vénitien, et la volonté d'appartenir à la société des princes, qui exigeait plus de souplesse. Les archives qu'exploite l'auteur montrent les lacunes linguistiques des Vénitiens comme celles de leurs interlocuteurs et les stratégies mises en œuvre pour éviter les malentendus sans compromettre la dignité des parties. Même l'espagnol et le français, pourtant largement connus en Europe, restaient imparfaitement compris, tandis que les secrétaires de chancellerie, censés assister le Collège, n'étaient examinés qu'en vénitien et en latin. On aimerait voir cette étude prolongée par une analyse de la formation linguistique du personnel vénitien, à l'image de la *Scuola dei Giovani della Lingua* d'Istanbul.

L'étude de Markus Laufs, fondée également sur un vaste travail d'archives, examine le rôle de la traduction dans la médiation papale aux congrès de Westphalie (1643–1649) et de Nimègue (1676–1679). L'auteur montre comment la traduction servait d'outil diplomatique: les médiateurs modifiaient l'ordre des prétentions et le ton dans les déclarations des parties pour les rendre plus conciliantes, profitant du passage par plusieurs langues (français, latin, italien) pour influencer subtilement le contenu. Ce jeu de reformulations leur offrait une réelle marge de manœuvre, parfois utilisée pour faire valoir les intérêts du Saint-Siège.

En somme, le volume atteint son objectif: rendre visible la diversité, la permanence et l'adaptabilité des usages linguistiques en diplomatie, et interroger la conscience que les acteurs avaient de leurs pratiques. Cet ensemble d'études marque une étape importante dans la compréhension des fonctions politiques, sociales et symboliques des langues dans la diplomatie européenne.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.4.114140](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.4.114140)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Axelle Chassagnette, Le prince qui aimait les cartes. Appréhension et représentation des territoires sous Auguste I^{er} de Saxe (1553–1586), Strasbourg (Presses universitaires de Strasbourg) 2024, 358 p., 35 ill., ISBN 979-10-344-0224-3, EUR 26,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Ingrid Baumgärtner, Darmstadt

Frühneuzeitliche Territorialherren haben in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zunehmend Vermessungen und maßstabsgetreue Kartierungen in Auftrag gegeben. Kurfürst August von Sachsen (geb. 1526, reg. 1553–1586) ging hier im Zuge des Verwaltungsausbaus seines Landes noch einen Schritt weiter: Er beauftragte nicht nur die Annaberger Markscheider Georg und Matthias Öder wie auch den Leipziger Mathematikprofessor Johannes Humelius (1518–1562) mit der Kartierung seiner sächsischen Ländereien und Ämter, sondern er führte zusätzlich zur Förderung von Bergbau, Landwirtschaft und seiner Kammergüterverwaltung sogar höchstpersönlich Vermessungen durch, die er eigenständig aufzeichnete. Er begeisterte sich für den mechanischen Wegmesser, der das umständliche Verfahren mit der Messkette ersetzen sollte. Er sammelte geodätische Instrumente und interessierte sich für das Zusammenspiel neuer Technologien mit kartografischen Aufzeichnungen und kulturellen Diskursen. Er tauschte sich mit Experten über Instrumente und Vermessungsmethoden aus, um die besten Lösungen zu finden. Seine Instrumente und Karten (27 Waldrisse sowie 16 Landtäfelchen für eine Gesamtkarte) sind im Inventar der Dresdner Kunstkammer von 1587 erfasst und gingen später in den Besitz des Mathematisch-Physikalischen Salons der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden über. Das kursächsische Unternehmen, die Herrschaftsdurchdringung mittels Geodäsie und Kartografie zu erproben und letztlich zu etablieren, wirkte auch für andere Territorien des Reiches vorbildlich.

Die vorliegende, mit 35 Abbildungen reich illustrierte Publikation analysiert diese längst bekannten Phänomene erstmals monografisch und in intensiver Auseinandersetzung mit den Quellen. Ziel der Autorin ist es, die angewandten Praktiken zu erfassen, die damit verknüpften Veränderungen in der Wahrnehmung von Raum nachvollziehbar zu machen und zu erklären, welche Interessen den Kurfürsten leiteten und was er selbst mit der Beauftragung, Nutzung und Präsentation kartografischer Zeugnisse und Instrumente zur Weiterentwicklung zeitgenössischer Herrschaftskonzepte beigetragen hat. Chassagnette untersucht die Produktion und den Einsatz von Karten im Kursachsen der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und verortet sie im Kontext der zeitgenössischen materiellen, intellektuellen, visuellen und politischen Kultur. Dazu blickt sie nach einer kurzen Erläuterung ihrer Fragestellung auf



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

fünf Themenbereiche: erstens die erhaltenen Inventare und Objektsammlungen, zweitens die Lernprozesse und Ausbildungsstationen des Fürsten, drittens die angewandten Praktiken, viertens die visuelle Konstruktion der Karten und deren Darstellungsebenen sowie fünftens die Zielsetzung und die Diskursfähigkeit des Kurfürsten.

Schon im Blick auf die kursächsischen Inventare und Objekte wird einerseits das Exemplarische und andererseits das Einzigartige der reichhaltigen kursächsischen Überlieferung deutlich. Wesentliche Grundlage dafür ist das 1587 von Augusts Sohn und Nachfolger, Christian I., veranlasste Bestandsverzeichnis, das frühere Auflistungen einzelner Bereiche systematisierte und die Erinnerung an August reorganisierte. Aus dem üppigen Korpus von 9586 Sammlerstücken, darunter 442 technische Instrumente und 288 handschriftliche oder gedruckte Bände, lassen sich weitreichende Informationen ableiten, etwa über die Fertigung kartografischer Produkte und geodätischer Instrumente, über die Bedingungen von Aufbewahrung und Materialität, über den Tausch von Objekten mit anderen Höfen sowie über die Bedeutung von Bibliotheksinventaren, Spezialliteratur, Vermessungsheften und kartografischen Skizzen. Chassagnette zeigt die Breite und Relevanz dieser Sammlung auf. Sie beleuchtet die kurfürstlichen Strategien, diesen materiellen Objekten eine repräsentative Funktion zuzuweisen, um die Größe Kursachsens und seines Regenten zu veranschaulichen. Das lebenslange persönliche Engagement des Fürsten für alle Vorgänge rund um das Vermessen und Kartieren sieht sie in seinem Ausbildungsweg begründet, der von der Schule in Freiberg über die Universität Leipzig an den erzherzoglichen Habsburger Hof von Ferdinand I. führte und letztlich, wie Briefwechsel belegen, in einen wissenschaftlichen Austausch mit zahlreichen wichtigen Protagonisten der Zeit mündete.

In der Studie wird das Korpus zur Basis, um die Fertigungsprozesse und die Anwendung pragmatischen Wissens zu rekonstruieren. Aufschlüsse geben Augusts mathematisch-geodätische Gerätschaften wie der Bussolenzug, den er bis zur Perfektion beherrschte, die Quadranten, mit denen er seine wissenschaftlichen Fähigkeiten demonstrierte, und der mechanische Wegmesser, den er auf seinen Reisen nutzte und weiterentwickelte. August kannte ihre Funktion, ihre Materialität und ihre konstruktiven Besonderheiten, wobei er seine Kenntnisse zukunftsorientiert, wenngleich nicht systematisch als »Staatswissen« einsetzte. Die Karten, für die kein großflächiger administrativer Gebrauch zu erkennen ist, dienten dazu, seine Jagd- und Waldgebiete zu inventarisieren und seine geografischen Reiseerfahrungen ins Visuelle zu übersetzen. Damit stützte die Praktik des Kartierens die Landespolitik zuerst einmal individuell, nämlich als Manifestation eines aristokratischen Ethos. Das größte Projekt, nämlich die Repräsentation der gesamten kursächsischen Territorien, konnte dann erst einige Jahrzehnte nach Augusts Tod unter seinen Nachfolgern realisiert werden.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Eine genaue Interpretation der Karten offenbart, wie die Übertragung ins Figurative den Blick auf das (kursächsische) Territorium modifizierte: Format, Farben und ergänzende Illustrationen visualisierten, wie Chassagnette ausführt, nicht nur einen Raum, sondern akzentuierten auch das, was erinnert und repräsentiert werden sollte; sie prägten seine Wahrnehmung. Die Auswahl der in- und exkludierten Objekte und deren Symbolik war ein Statement des Kartografen, der potenzielle Hindernisse und Durchgangswege, natürliche Ressourcen und Grenzen mit unterschiedlicher Intensität erfasste und verewigte. Dabei demonstriert Chassagnette, wie sich Augusts Kartierungen in die vielfältige zeitgenössische Produktion einfügten und durch das persönliche Interesse des Fürsten ihren eigenen Charakter erhielten. Ganz im Gegensatz zu Kaiser Karl V., Philipp II. von Spanien und Königin Elisabeth I. ließ sich August beispielsweise nie mit einem Globus abbilden, obwohl er etliche Exemplare besaß. Chassagnette führt dies auf seinen Realitätssinn und den lutherischen Glauben des sächsischen Kurfürsten zurück, die ihn dazu angehalten hätten, sich von solchen Universalansprüchen zu distanzieren. Angesichts seiner Leidenschaft für Geodäsie und Kartografie erstaunt jedoch die quellenbasierte Evidenz, dass eine persönliche Auseinandersetzung mit den Aussagen der Dokumente, Zeichnungen und Formen, mit den Paratexten und Ausstellungsmodalitäten nicht stattgefunden hat.

Chassagnette gelingt es, die vielfältigen Ergebnisse hervorragend einzuordnen, auch wenn die Aufbereitung für ein breites Publikum etwa angesichts der langen, sich über mehrere Seiten erstreckenden Absätze nicht in ihrem Fokus steht. Ihre beachtliche Leistung liegt darin, die in der deutschsprachigen Literatur längst erwähnten Vorgänge und Handlungen am sächsischen Hof aufgegriffen und anhand detaillierter Quellenstudien nachhaltig vertieft zu haben. In den zurückhaltenden Fußnoten am Ende des Bandes werden die Vorarbeiten nicht immer deutlich, aber das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis bringt diese Grundlagen gut zur Geltung. Der kartonierte, einfach gebundene und erfreulich günstige Band wird der Komplexität des Stoffes gerecht und präsentiert wertvolle Forschungen.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Ottmar Ette, Barbara Göbel, Tobias Kraft (Hg.),
Alexander von Humboldt. Die ganze Welt, der ganze
Mensch, Hildesheim, Zürich, New York (Georg Olms)
2024, 408 S. (Potsdamer inter- und transkulturelle
Texte [Pointe], 23), ISBN 978-3-487-16708-4, EUR
59,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Christian Helmreich, Halle (Saale)

Seit fast vierzig Jahren erlebt die Rezeption der Werke Alexander von Humboldts eine erstaunliche Renaissance, die sich u. a. an der Neuauflage bzw. Neuübersetzung fast aller wichtigen Publikationen des großen Naturforschers ablesen lässt. Zitiert sei stellvertretend für viele bahnbrechende Unternehmen z. B. die zweibändige Ausgabe des Humboldt'schen Reiseberichts (1991), die monumentale Edition des *Kosmos* (2004) oder die unter der Federführung von Oliver Lubrich in Bern erstellte 10-bändige Ausgabe aller verstreut publizierten Aufsätze, Artikel und Essays Humboldts (2019).¹ Damit geht ein überaus reges Interesse der Forschung einher, von dem auch der hier anzuzeigende Sammelband zeugt, der unter dem Titel *Alexander von Humboldt. Die ganze Welt, der ganze Mensch* die Ergebnisse einer Tagung präsentiert, die im Jahr 2019 zum 250. Geburtstag des Naturforschers an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften veranstaltet wurde.

Der Titel des von Ottmar Ette, Barbara Göbel und Tobias Kraft herausgegebenen Bandes weist sowohl auf seine Stärken als auch auf seine Schwächen hin. Versucht man, dem überaus reichhaltigen und vielseitigen Werk Alexander von Humboldts gerecht zu werden, so wird man Forscherinnen und Forscher aus den verschiedenen Disziplinen und aus den zahlreichen Ländern, in denen Alexander von Humboldt gearbeitet und geforscht hat, zu Wort kommen lassen wollen. Von dieser Vielseitigkeit zeugt auch die Mehrsprachigkeit des Bandes (neben neun deutschen gibt es je drei spanische und englische Beiträge). Erkauft wird dieses breite Panorama allerdings durch eine schwer zu vermeidende Zersplitterung der Beschäftigung mit dem Leben und dem Werk Humboldts, der durch den Hinweis auf das bei Humboldt anvisierte »Weltganze« und auf seine Idee eines »ganzen Menschen« zusammengehalten werden soll. Dass die unterschiedlichen Natur- und Kulturphänomene

¹ Alexander von Humboldt, *Reise in die Äquinoktial-Gegenden des Neuen Kontinents*, 2 Bde., hg. von Ottmar Ette, Frankfurt am Main, Leipzig 1991; ders., *Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung*, hg. von Ottmar Ette, Oliver Lubrich, Frankfurt am Main 2004; ders., *Sämtliche Schriften*. Berner Ausgabe, hg. von Oliver Lubrich, Thomas Nehrlich, München 2019.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

nicht isoliert zu betrachten sind, ist freilich eine der zentralen Gedanken Alexander von Humboldts, die in der berühmten Formel »Alles ist Wechselwirkung« (die auf S. 20 dieses Bandes zitiert und kurz danach von Ottmar Ette auch als »Zusammenleben allen Wissens und aller Wissenschaften« (21) umschrieben wird) ihren Niederschlag findet. Und so wäre es wohl unbillig, den fehlenden Fokus zu beklagen und sich darüber zu beschweren, dass auf Beiträge, die sich mit der überaus interessanten Genese von Humboldts biogeographischen Überlegungen beschäftigen,² solche folgen, in denen es um die Bergwerke Mittel- und Südamerikas geht, um Humboldts sprachwissenschaftliche Konzeptionen oder um seine einflussreiche Beschäftigung mit der Sklaverei (vgl. hier die Beiträge von Paulo Soethe, 217–249, insbes. 230–236 und Michael Zeuske, 253–286). Es fehlt in dem Band nicht an spannenden Beobachtungen und Analysen, so (um hier aus Platzgründen nur ein Beispiel zu nennen) wenn auf die Bedeutung von Alexander von Humboldts Italienaufenthalt hingewiesen wird, der es ihm im Jahr 1805 erlaubte, im Vergleich mit den römischen Bauwerken die außerordentliche Qualität der präkolumbischen Werke herauszustellen (Beitrag von Cettina Rapisarda, 151–201). Ob Humboldt dabei die besondere Stellung der griechisch-römischen Antike relativiert, müsste wohl noch eingehender untersucht werden.

Gleichwohl ist die Spannweite in diesem Band schon erheblich, und so heterogen wie die behandelten Themen ist auch die Ausrichtung und das Zielpublikum der hier versammelten Arbeiten. Neben recht spezialisierten, wissenschaftlich anspruchsvollen Beiträgen finden wir auch Texte, in denen ein besonderes Humboldt-Forschungsprojekt dargestellt wird, aber auch synthetisierende Vorträge, die eher ein allgemeines Humboldt-Bild propagieren und denen es in einer manchmal apologetischen Diktion darum geht, die Aktualität der Methoden und der Schriften Alexander von Humboldts herauszuarbeiten. »Von ihm«, so lesen wir zum Beispiel, »geht eine direkte Entwicklung aus bis zu dem, was wir heute tun: die Wissenschaft vom System Erde« (16). Humboldt, so steht es in einem anderen Beitrag, ist ein »Ökologe, Humanist und Autor, der viele Herausforderungen und Aufgaben formulierte, die heute unsere Umweltdiskussionen bestimmen« (36). Auch wenn es wohl richtig ist, Wissenschaft nicht als blutleeres Unternehmen ohne gesellschaftlichen Bezug zu betreiben und die „Aktualität“ eines Werkes immer zugleich seine Legitimität erhöht, ist die Konstruktion von Identifikationsfiguren, Vorläufern und Helden, denen Denkmäler errichtet werden, vor denen man sich pflichtbewusst verneigt, eine nicht ganz unproblematische Tendenz, die einerseits die solcherart Geehrten wie Figuren der Jetztzeit behandelt, sie dadurch andererseits aber

² Vgl. hierzu die Beiträge von Ulrich Päßler (79–108) und Alberto Gómez Gutiérrez (109–132), der die Bedeutung der Arbeiten des kolumbianischen Naturforschers Francisco José de Caldas für Humboldts pflanzengeographische Idee einer gerade in den Anden gut sichtbare Abstufung der verschiedenen Vegetationszonen hervorhebt.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

der Wandelbarkeit der ideologischen Konjunkturen aussetzt. Dabei war Humboldt durchaus ein Kind seiner Zeit. Es ist richtig, dass bei ihm ein frühes ökologisches Bewusstsein präsent ist, z. B. in seinem *Essai politique sur le Royaume de la Nouvelle-Espagne*, in dem er u. a. die gigantischen Unternehmungen der spanischen Kolonialmacht nachzeichnet, um das Tal von Mexiko zu entwässern, die zu einer nachhaltigen Zerstörung des gesamten Gleichgewichts des fragilen Ökosystems geführt haben. Auf der anderen Seite ist Humboldt aber auch ein Verfechter einer neuen und in dieser Zeit modernen Form der Landwirtschaft, deren Erträge gesteigert werden sollen, so wie er ganz allgemein im Sinne der Aufklärungszeit konkrete Vorschläge macht, um eine bessere, d. h. effektivere Nutzung der Naturressourcen zu gewährleisten. Der ihn hier leitende technische und ökonomische Optimismus, der angesichts des Weltzustands rund um 1800 verständlich ist, erschien uns heute vielleicht nicht mehr ganz so zeitgemäß. Humboldt gehörte eben zu der Gruppe von Menschen, die sich dafür einsetzte, in allen Bereichen, insbesondere aber in der Landwirtschaft, die Produktivität zu erhöhen, was u. a. auch der Vermeidung von Hungersnöten dienen sollte.

Bei einem so vielfältigen Œuvre wie dem Alexander von Humboldts können in einem Sammelband natürlich nicht alle Aspekte behandelt werden, und wahrscheinlich erscheint es deshalb paradox, angesichts der vielen Themen, die in dem Band behandelt werden, erst eine gewisse Heterogenität und Zersplitterung zu monieren, um dann doch noch ein Thema zu erwähnen, das unbedingt hätte berücksichtigt werden müssen. Nach Auffassung des Rezensenten wurden nämlich Humboldts Frankreichbezüge stiefmütterlich behandelt. Immerhin hat Humboldt fast ein Drittel seines Lebens in Paris gelebt und einen Großteil seiner wissenschaftlichen Werke auf Französisch verfasst. Er war in der französischen Hauptstadt, einem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wissenschaftsgeschichtlich zentralen Ort, vielfältig vernetzt, nicht zuletzt auch durch seine langjährige Position als einer der damals auf die Zahl von acht beschränkten *associés étrangers* der Pariser Académie des Sciences – eine Position, die ihm sehr viel bedeutete. Sowohl im rein wissenschaftlichen als auch im weiteren kulturellen Feld entstanden Humboldts Werke im engen Dialog mit den französischen Gelehrten und mit den französischsprachigen Publikationen seiner Zeit. Deshalb ist es schade, dass der für Humboldt nicht zu überschätzenden Bedeutung der in Paris diskutierten Gedanken, Themen und Thesen in dem Sammelband kaum Rechnung getragen wird.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Marian Füssel (Hg.), Zirkulation und Kontrolle. Dynamiken des 18. Jahrhunderts, Basel (Schwabe Verlag) 2025, 280 S. (Das lange 18. Jahrhundert, 4), ISBN 978-3-7574-0151-1, CHF 52,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Lucien Calvié, Lodève

Ce volume réunit les résultats d'un colloque organisé en 2019 à la bibliothèque de Wolfenbüttel, haut lieu des études dix-huitiémistes, en lien avec la Société allemande pour la recherche sur le XVIII^e siècle. Marian Füssel fait remarquer, dans son introduction à l'ouvrage, que les questions tenant à la circulation et au contrôle des êtres humains, de données diverses et parfois vitales, d'idées, de sommes d'argent et de biens matériels – tout cela en lien avec des problèmes parfois cruciaux (migrants, armes, monnaies d'un type nouveau, épidémies et une récente pandémie meurtrière) – sont, à la fin du premier quart de notre XXI^e siècle, présentes à tous les esprits.

Mais il ajoute que ces questions étaient déjà bien présentes au XVIII^e siècle, autour de ces deux problèmes que sont la circulation d'éléments de toutes sortes et, conjointement, leur contrôle et réglementation par les autorités en place: États et collectivités publiques diverses.

S'agissant des régimes de contrôle, Marian Füssel fait référence aux recherches de Michel Foucault, en particulier à son ouvrage *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines* de 1966, traduit en allemand en 1971. Et il signale que vers 1800, donc à la fin de la période envisagée dans ce volume, Friedrich Schlegel, le principal théoricien du premier romantisme allemand, estimait que la circulation était l'une des cinq divinités majeures du panthéon de l'époque, avec le crédit, la mode, l'industrie et le luxe, qui, eux aussi, circulaient plus ou moins facilement. Cela a-t-il changé depuis lors?

Et la circulation des idées – bonnes ou mauvaises, selon les points de vue adoptés – n'est-elle pas aujourd'hui un phénomène à la fois réjouissant et inquiétant, comme elle le fut au XVIII^e siècle? Mais, toujours selon Marian Füssel, il est impossible de considérer la société du XVIII^e siècle, avec ses princes et leurs pouvoirs plus ou moins limités, comme une société du contrôle permanent, au sens où l'entendait Gilles Deleuze dans ses *Pourpalers 1972–1990*, traduits en allemand en 1993.

Après ces considérations sur le XX^e et le XXI^e siècles, Marian Füssel en vient au XVIII^e et à ses essais de contrôle. Il signale (16) un projet français intéressant, mais peu connu et jamais tout à fait réalisé, d'établir une ligne aussi continue que possible, dans la perspective défensive de Vauban, de forteresses militaires depuis



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

le Québec jusqu'à la Louisiane, afin d'empêcher les Anglais et leurs alliés de progresser vers l'Ouest comme ils le firent au XIX^e siècle.

Sur le XVIII^e siècle et la notion de circulation, Marian Füssel cite, dans un esprit différent de celui de Foucault et de Deleuze, le savant Daniel Roche, avec ses travaux, en 2003 et 2011 encore, sur *Les Circulations dans l'Europe moderne. XVII^e-XVIII^e siècles*.

Un examen des contributions à ce volume fait apparaître une prédominance des sujets ayant trait au domaine de langue allemande, avec sept contributions sur douze: contrôle des migrations en Prusse et en Europe centrale chez Alexander Schunka; examen du phénomène des loteries, de leur contrôle, ainsi que du contrôle des moyens d'information chez Tilman Haug; lutte contre une épidémie de peste dans la principauté du Hanovre chez Ulf Wendler; activité du caméralisme, forme germanique plus étroite et plus administrative du mercantilisme, surtout appliquée à l'agriculture, plus qu'au commerce et à l'industrie, chez Christa Kamleithner; circulation exubérante de l'argent dans deux comédies allemandes des années 1740, dont l'une sur un modèle français, chez Daniel Fulda; phénomène, dans plusieurs villes universitaires allemandes (Halle-Wittenberg, Leipzig et Königsberg), des ventes aux enchères de livres savants, avec les catalogues de librairie correspondants, chez Elizabeth Harding; phénomène des circuits de correspondances, avec les indiscretions afférentes, chez Goethe et dans les cercles de la sensiblerie (*die Empfindsamen*) qu'il a fréquentés, chez Michael Maurer.

Rien d'étonnant donc, au regard de cette liste, si les institutions d'où proviennent les personnes ayant livré des contributions sont elles aussi (neuf sur treize, une contribution étant issue d'une coopération) situées dans le domaine de langue allemande: université de Salzbourg pour l'Autriche et, pour l'Allemagne, universités de Göttingue, de Halle, de Munster (deux fois), d'Iéna, de Berlin et de Kiel, ainsi que la bibliothèque de Wolfenbüttel. Les autres participants au volume proviennent de la Confédération helvétique (université de Zurich, archives de la ville de Coire/Chur), des Pays-Bas (université d'Utrecht) et de Belgique (université de Gand/Gent). Rien, donc, en provenance de France, en dehors des références déjà signalées à Foucault, Deleuze et Roche: manque d'intérêt pour la recherche française et/ou de celle-ci pour le sujet abordé?

Au-delà des sept contributions concernant le secteur de langue allemande, les cinq autres s'attachent à l'ensemble des secteurs géographiques concernés – c'est le cas de celle, englobante, de Marian Füssel – ou à un secteur particulier et extérieur: Andrew Wells sur les vaccinations et quarantaines en Grande-Bretagne; Cornelis van der Haven et Renée Vulto sur la circulation des sentiments patriotiques dans les chansons aux Pays-Bas et en Suisse, à partir des notations de Johann Georg Sulzer, dans sa *Théorie générale des beaux-arts* (*Allgemeine Theorie der Schönen Künste*) des années 1770, sur la vertu communicative des sentiments mis en chansons; Tanja Bühner sur le contrôle

Frühe Neuzeit – Revolution – Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.4.114143](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.4.114143)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

des employés et dirigeants britanniques de la Compagnie des Indes orientales (East India Company); et enfin Martin Knauer sur la circulation des portraits (silhouettes découpées, etc.) et des bustes, des années 1770 à 1815, la période révolutionnaire et napoléonienne étant ici bien représentée, des »martyrs de la liberté« et de Marat au général Bonaparte devenu Napoléon I^{er}.

Au total, à partir d'un problème composite et même assez disparate, on retiendra l'impression que la question de la circulation et du contrôle de pratiquement tous les aspects de la vie humaine en société conduit à un tableau synthétique de l'Europe du XVIII^e siècle, celle-ci n'étant pas bien différente de celle observable aujourd'hui: n'y est-il pas encore et toujours question de circulation sans entraves et de contrôles nécessaires?



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Theresa Häusl (Hg.), Kuriere, Kunstagenten und Mäzene. Repräsentationskultur und Patronagestrategien der habsburgischen Generalpostmeister Thurn und Taxis (16./17. Jh.), Regensburg (Verlag Friedrich Pustet) 2024, XLVIII–472 S., Illustrationen, Porträts, genealogische Tafeln (Thurn und Taxis Studien – Neue Folge, 17), ISBN 978-3-7917-3475-0, EUR 49,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Dorothee Goetze, Sundsvall

Der Name Thurn und Taxis ist aufs Engste mit der Entwicklung des Postwesens seit der Frühen Neuzeit verknüpft – und im öffentlichen Bewusstsein mit der Stadt Regensburg. Theresa Häusl wählt nun mit ihrer kunsthistorischen Arbeit eine andere Perspektive. Sie fokussiert auf die Mitglieder des Brüsseler Zweiges der Familie und »fragt nach Medien, Topografien und Strategien der (Kunst-)Patronage und der visuellen Selbstdarstellung« (299). Damit knüpft Häusl an Forschungen zur höfischen Repräsentation und Patronage an. Der Untersuchungszeitraum wird durch die Etablierung der Taxis als Generalpostmeister in Brüssel an der Wende zum 16. Jahrhundert und Franz von Taxis (1459–1517) sowie die Verleihung des Reichspostmeisteramtes als Erblehen an Lamoral von Taxis (1557–1624) im Jahre 1615 eingegrenzt.

Häusls Arbeit ist chronologisch angelegt und in drei inhaltliche Kapitel gegliedert, die von einer Einleitung und einer kurzen Zusammenfassung eingerahmt werden. Ergänzt wird der Untersuchungsteil von einem Anhang, der mit 162 Seiten gut ein Drittel des Gesamtumfanges des vorliegenden Bandes ausmacht. Er enthält neben Literatur-, Quellen- und Abkürzungsverzeichnis auch ein Orts- und Personenregister sowie Abbildungsnachweise und ein fremdsprachiges Glossar zu den in Quellentexten erwähnten Kunstgegenständen. Weiterhin umfasst der Anhang eine Stammtafel der Brüsseler Taxis (leider ohne Lebensdaten der dort aufgeführten Personen) und eine chronologische Übersicht über die in die Untersuchung einbezogenen Kunstaufträge. Den umfangreichsten Teil des Anhangs machen Quellentranskriptionen aus: ein Exzerpt aus dem Nachlassinventar Franz von Taxis, die Korrespondenz zwischen Ferdinando und Lamoral von Taxis zwischen 1610 und 1621 sowie das Nachlassinventar von Lamoral Claudius von Thurn und Taxis (1676). Diese ergänzenden Materialien zeugen von intensiver Recherchearbeit, sind mitunter aber nur schwer mit den eigentlichen Inhalten der Arbeit in Verbindung zu bringen.

Als thematische Schwerpunkte der vorliegenden Untersuchung lassen sich Kunstpatronage, Kunst- und Objektvermittlung sowie Ahnenforschung ausmachen. Inhaltlich präsentiert Theresa Häusl diese in Form einer dichten kunsthistorischen



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Beschreibung und Diskussion der Kunstgegenstände im Umfeld der Brüsseler Taxis mit einem Fokus auf die Herrschaftszeit Karls V. und die ersten Jahrzehnte des Achtzigjährigen Krieges. Im ersten inhaltlichen Kapitel untersucht die Autorin neben den Postmeisterporträts und dem Stundenbuch Franz von Taxis vor allem dessen kirchliche Stiftungen unter dem Aspekt familiärer Memoria und Jenseitsvorsorge. Besondere Berücksichtigung finden die Kunststiftungen für die Kirche Notre-Dame du Sablon, durch die, so Häußl, Franz von Taxis einerseits seine Nähe zum Herrscherhaus der Habsburger demonstrieren wollte, da die Statthalterin Margarete von Österreich diese Kirche häufig nutzte. Andererseits wollte er sich als Teil der sozialen Elite etablieren (Kapitel 2). Das dritte und zugleich mit gut 100 Seiten umfangreichste Kapitel der Arbeit besitzt keinen so eindeutigen Fokus wie das vorausgehende. Die vier Unterkapitel greifen ganz unterschiedliche Aspekte der Aktivitäten der Taxis auf: Im ersten Unterkapitel werden der Ausbau und die Bedeutung des Brüsseler Hauses der Taxis diskutiert. Das zweite Unterkapitel beleuchtet deren Netzwerke und, wie diese zur Kunst- und Objektvermittlung genutzt wurden, während die nachfolgenden zwei Unterkapitel wieder stärker auf Memoria und Kirchenstiftungen fokussieren. Das vierte Kapitel befasst sich mit der Kunstvermittlung und Ahnenforschung durch Lamoral von Taxis Anfang des 17. Jahrhunderts.

Die drei Hauptkapitel zeichnen sich durch eine hohe Detailliertheit und großen Kenntnisreichtum bezüglich der beschriebenen Objekte aus. Dadurch erweitert Häußl unstreitig das kunsthistorische Wissen um Beauftragung, Entstehung, Urheberschaft und Erwerb einzelner Objekte. Diese kunsthistorische Beschreibung und Verortung ist die herausragende Stärke der vorliegenden Arbeit.

Schwächen offenbaren sich hingegen dann, wenn die Autorin die kunsthistorische Ebene verlässt. Zwar stützt sich Häußl auf eine Vielzahl historischer Arbeiten, um ihre Untersuchungsobjekte zu kontextualisieren, doch bleibt der Umgang mit diesen meist oberflächlich. Dies schlägt sich einerseits in zu allgemeinen Hinweisen auf geschichtliche Entwicklungen und Ereignisse nieder, auf die als Teil eines gemeinsamen Referenzrahmens verwiesen wird (»wie bekannt«, »bekannterweise«), andererseits in begrifflicher und konzeptueller Unschärfe, wenn Häußl etwa wiederholt auf die »Republique des Lettres« sowie die Kontakte der Taxis zu dieser verweist, ohne die humanistische Gelehrtenengesellschaft zu definieren oder zumindest charakterisieren oder auch die Einbindung der Taxis in diese zu reflektieren. Die »Republique des Lettres« wird dadurch zu einer Art Sammelbegriff für Kunst- und Kulturinteressierte.

Die größte Kritik an der Arbeit besteht jedoch darin, dass es Häußl leider nur eingeschränkt gelingt, die empirischen Befunde mit der Fragestellung der Arbeit und dem gewählten theoretischen Rahmenwerk in Einklang zu bringen. Als Ziel der Arbeit wird formuliert, »das soziale Differenzierungspotential



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

des Spannungsfeldes von Repräsentationskultur und Patronagestrategien« für die Taxis zu untersuchen (14). Es bleibt bis zum Schluss unklar, was die Autorin unter dem Begriff Differenzierungspotential versteht. Tatsächlich beschreibt sie die Selbstdarstellung der Taxis durch Kunst oder, wie sie es selbst formuliert, »Medien, Topografien und Strategien der (Kunst-) Patronage und der visuellen Selbstdarstellung« (299) – das ist etwas anderes als das gesteckte Ziel der Untersuchung. Zwar deutet die Autorin immer wieder an, dass die Taxis Kunst als Werkzeug im Prozess sozialer Differenzierung nutzen, den sie im 16. Jahrhundert durchlaufen. Leider bleiben solche analytischen Beobachtungen die Ausnahme. Als theoretischen Erklärungsansatz für die Beschreibung und Analyse des zu untersuchenden Differenzierungspotentials hat die Autorin Bourdieus Kapitalbegriff gewählt (35–36), der durchaus geeignet für eine solche Studie wäre, jedoch im Rahmen dieser Untersuchung nicht operationalisiert wird. In der empirischen Beschreibung finden sich kaum Referenzen auf Bourdieu. Auch die Zusammenfassung, in der eine analytische Einordnung der empirischen Befunde zumindest angedeutet wird, kommt ohne Bezugnahme auf den theoretischen Rahmen der Untersuchung aus.

Bei aller Kritik leistet Häusls Arbeit einen wichtigen Beitrag, um das Wissen um den Aufstieg der Thurn und Taxis mit Erkenntnissen zur Frühphase ihres Wirkens in Brüssel, das bislang in der Forschung weniger beachtet wurde, zu vervollständigen, und erweitert die Thurn und Taxis-Forschung zugleich um eine kunsthistorische Dimension.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Tom Hamilton, *A Widow's Vengeance After the Wars of Religion. Gender and Justice in Renaissance France*, Oxford (Oxford University Press) 2024, 240 p., ISBN 978-0-19-287017-9, GBP 76,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Nicolas Le Roux, Paris

Spécialiste reconnu de l'histoire de la justice criminelle, Tom Hamilton propose une étude très originale consacrée au procès opposant Renée Chevalier (1552–1641), une dame possessionnée dans le Sénonais, à un homme de guerre, Mathurin Delacanche. Il s'agit d'un cas exemplaire permettant de reconstituer non seulement le fonctionnement de la justice royale à l'époque d'Henri IV, mais aussi de broser le panorama d'une société engagée dans un processus de sortie de guerre à l'issue d'une quarantaine d'année de violences.

Delacanche est un ancien capitaine royaliste devenu prévôt des maréchaux de Sens, c'est-à-dire officier de police. Renée Chevalier l'accuse d'avoir pillé le château de Chaumot près de Sens, qui lui appartient, pendant l'hiver 1590–1591, et maltraité les habitants du village, notamment les femmes. L'affaire aboutit à un retentissant procès au parlement de Paris qui s'achève par une condamnation à mort en 1600.

Tom Hamilton, qui s'était familiarisé avec le monde des officiers parisiens lors de ses recherches sur Pierre de L'Estoile, a accumulé une documentation remarquable. Il s'est plongé dans l'océan des archives criminelles du parlement de Paris, mais aussi dans les actes notariés, principalement au Minutier central des Archives nationales et aux Archives de l'Yonne (Auxerre). De cette façon, il a pu reconstituer non seulement les étapes du procès, mais aussi l'identité des acteurs et des actrices, ainsi que le cadre social dans lequel ceux-ci évoluent. Les sources sur lesquelles Tom Hamilton fonde sa recherche sont certes exceptionnelles, mais elles demandent une attention considérable pour restituer la chronologie de l'affaire, l'identité des protagonistes et les étapes de la procédure judiciaire. Les documents imprimés mobilisés sont également nombreux, en particulier les traités consacrés à la justice.

L'enquête est vraiment impressionnante. Tom Hamilton montre que Renée Chevalier est dotée d'une capacité d'action peu ordinaire: elle dispose de moyens financiers importants et a l'expérience des litiges et des procédures judiciaires. Elle a d'abord dû se battre pour obtenir son héritage, dont elle avait été privée par son tuteur. Veuve de Martin Legresle en 1577 (elle avait épousé ce secrétaire du roi et greffier du Grand conseil en 1573), elle a dû se pourvoir en justice pour obtenir le paiement de son douaire. Après vingt années de veuvage, elle s'est remariée avec Charles de La Grange, sieur de Vèvres, gouverneur d'Issoudun, ce qui lui a



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

permis de s'insérer dans un réseau nobiliaire royaliste de premier plan. De nouveau veuve en juin 1599, elle bénéficie désormais de ressources considérables et d'une liberté importante. Notons qu'elle se remaria par la suite encore trois fois ...

L'affaire est particulièrement intéressante car elle semble aller à l'encontre de l'entreprise pacificatrice du monarque. De 1563 à 1598, tous les édits de pacification ont imposé le pardon et l'oubli. Seuls quelques crimes particulièrement graves, les »cas exécrables«, restent exclus de cette politique d'amnistie. Tom Hamilton brosse une histoire de cette catégorie juridique particulière, explicitement mentionnée à partir de l'édit de 1577. Le massacre n'en fait pas partie, mais les violences à l'intérieur d'un même camp si, tout comme les »ravissemens et forcemens de femmes et filles, bruslementz, meurtres et volleries faictes par prodicion, et de guet à pend, hors les voyes d'hostilité, et pour exercer vengeance particulieres, contre le debvoir de la guerre, infractions de passeportz et sauvegardes, avec meurtre et pillage, sans commandement«¹, comme le rappellent les articles 86 et 87 de l'édit de Nantes. Toutes les violences privées restent donc exclues du pardon royal.

Les faits reprochés à l'accusé donnent une idée du niveau de brutalité qui est celui de la société française en ces temps de guerre civile. Deux chapitres sont consacrés aux exactions commises par les soldats, et notamment à celles qui frappent les femmes. Se pensant protégé par son statut, Delacanche malmène sans relâche les villageoises quand il s'empare de Chaumot: 13 ou 14 viols seront reconnus par la justice.

De son côté, Renée Chevalier fait preuve d'une énergie considérable, mais aussi d'une capacité à mobiliser des ressources et à imposer sa volonté à la justice royale. C'est grâce à son autorité que l'affaire peut être engagée. Au niveau local, ce sont les officiers du bailliage de Sens qui mènent les premiers interrogatoires de témoins à partir de 1596. L'affaire remonte ensuite à la chambre criminelle du Parlement en 1599, où elle est instruite très sérieusement: 16 femmes et 41 hommes sont interrogés, la plupart étant des habitants de Chaumot. Il faut souligner le nombre important des témoins féminins, alors que les dépositions de victimes de viols sont rares à cette époque. Tom Hamilton n'a ainsi identifié que 78 affaires de viol sur un échantillon de 2500 procès en appel instruits par le Parlement entre 1572 et 1610.

Bien qu'il ait sans relâche déclaré que les actes commis s'étaient déroulés dans le cadre militaire, pendant la lutte contre la Ligue, Delacanche est condamné à mort en avril 1600. L'événement fait grand bruit: le Parisien Pierre de L'Estoile a ainsi noté dans son journal que »le lundi 24e de ce mois, fust pendu en Greve à Paris,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Édit de Nantes, article 86, http://elec.enc.sorbonne.fr/editsdepacification/edit_12#art_12_86

le prevost de Sens, son cri (que j'ouïs) portoit pour vols, meurtres, ravissements de femmes et filles, et autres forfaits exécrables ...»²

Tom Hamilton réussit une plongée remarquable dans le temps des guerres de Religion. Il reconstitue avec précision la société villageoise, les relations d'autorité, la licence des soldats, les violences spécifiques faites aux femmes, mais aussi la capacité d'action remarquable déployée par Renée Chevalier. L'analyse du déroulement du procès est excellente. Le rôle des magistrats parisiens (Jacques Auguste de Thou, Édouard Molé) est évoqué peut-être un peu rapidement. Ceux-ci se montrent soucieux d'exercer une justice équitable, mais ils se sentent sans doute aussi beaucoup plus proches socialement de Renée Chevalier que de Delacanche.

Il s'agit en définitive d'un véritable exercice de micro-histoire, qui reconstitue patiemment toutes les dimensions du cas étudié et les positions des différents protagonistes, sans aucun a priori. Ce type d'analyse n'a guère d'équivalent dans l'historiographie du XVI^e siècle français et il enrichit considérablement notre connaissance du fonctionnement le plus concret de la justice royale, après les travaux de Natalie Z. Davis sur les lettres de rémission, de Sylvie Daubresse sur le parlement civil ou de Diane Roussel sur les violences parisiennes. Notons enfin la qualité du travail éditorial réalisé par Oxford University Press.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Pierre de L'Estoile, Journal du règne de Henri IV, t. IV, édité par Gilbert Schrenck, Genève 2020, 98.

Sabine Jesner, Matthew Neufeld (Hg.), *Military Healthcare and the Early Modern State, 1660–1830. Management – Professionalisation – Shortcomings*, Göttingen (V&R) 2025, 267 p. (Herrschaft und soziale Systeme in der Frühen Neuzeit, 30), ISBN 978-3-7370-1791-6, EUR 55,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
François Zanetti, Paris

Dans ce recueil de neuf articles, Sabine Jesner et Matthew Neufeld rassemblent des perspectives et des études de cas variées qui montrent l'importance et la complexité d'un chantier de recherche en marge de domaines historiographiques bien établis qui sont ainsi mis en dialogue: l'histoire militaire, l'histoire de l'État et celle de la médecine et de la santé. L'horizon du travail est européen à partir de cas essentiellement situés dans la monarchie Habsbourg, mais aussi de cas britanniques et français (à l'exclusion des espaces coloniaux).

Dans le long XVIII^e siècle envisagé, l'épineuse question de la »modernisation«, des éventuelles »révolutions« associées et du »progrès« apparaissent en filigrane. Le format limité du volume et de l'introduction ne permet évidemment pas de faire le point sur l'ensemble des enjeux et de leur intersection, mais plutôt de dessiner des pistes de réflexion et de recherche stimulantes.

On aurait attendu une mise en perspective plus explicite de la manière dont les contributions envisageaient la »modernité« dans chacun des domaines concernés ainsi que de la chronologie selon laquelle il est possible de penser leur articulation. La singularité de dynamiques hétérogènes et les tensions afférentes risquent en effet d'être gommées ou rendues inintelligibles par l'idée d'une »modernisation« univoque. Ainsi, dans les contributions de Brigitte Lohff, consacrée au Josephinum, institution de formation des chirurgiens militaires fondée à Vienne en 1775, et de Daniela Haarmann, sur la mise en place d'un »système vétérinaire moderne« à l'échelle de la monarchie Habsbourg, la description de l'alternance de périodes de succès et d'échec des innovations institutionnelles gagnerait à prendre davantage en compte les évolutions propres au monde médical, notamment en ce qui concerne le conflit et la reconfiguration des relations entre chirurgiens et médecins à l'échelle européenne durant la chronologie du volume (Lohff). L'insistance de Haarmann sur les manques et les insuffisances des savoirs médicaux du XVIII^e siècle à l'aune des évolutions ultérieures (222–223) pour rendre compte de l'échec d'un système qui apparaît ainsi comme en avance sur son temps fragilise l'argumentation. Pour penser ces articulations, la référence à Foucault est incontournable. Il est surprenant qu'en introduction soit mentionné *Surveiller et punir* (19) plutôt que *Naissance de la clinique* et les discussions qui s'en sont suivies. La



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

mise en perspective d'Othmar Keel permet notamment d'établir une chronologie européenne plus fine, où la place de Vienne, d'une part, et des hôpitaux militaires, d'autre part est soulignée.¹

L'importance que prennent les armées dans la formalisation d'une médecine des «populations» et de la «police médicale» apparaît plus clairement dans le volume.² Au cœur de cette dynamique, une institution occupe une place majeure: l'hôpital. L'approche de l'histoire hospitalière par l'armée et la guerre met en valeur les évolutions brutales de la demande de soin en fonction des conflits, l'importance de la traumatologie (et par conséquent de la chirurgie et des chirurgiens) et celle de la mobilité des troupes qui nécessite la mise en place d'une logistique particulière, tant en termes d'hôpitaux de campagne que de transport des blessés ou malades.³

À partir de l'hôpital, la question de la bureaucratisation, notamment dans sa dimension matérielle montre particulièrement l'articulation entre autorités publique, militaires et médicales. Anke Fischer-Kattner montre la fonction centrale et hybride du «commissaire» dans l'organisation des soins à partir du cas de Charles Hocquard au siège de Philippsburg (1734). On retrouve la figure des commissaires et de l'administration hybride des hôpitaux dans la contribution de Matthew Neufeld sur le complexe naval de Portsmouth où apparaissent davantage les aspects matériels et les «technologies de papier» (66–67) mises en œuvre dans le fonctionnement de l'administration et l'organisation des savoirs.⁴

Neufeld met également en valeur la porosité entre militaire et civil sur laquelle repose la prise en charge des soldats blessés ou malades dans une circulation complexe reposant notamment sur des entrepreneurs contractants. Dans cette organisation, aussi à partir des hôpitaux de la marine britannique, Erin Elizabeth Spinney souligne l'importance du travail féminin entre ville et hôpital, ainsi que la complexité des catégorisations et des hiérarchies entre infirmières et lavandières notamment, qui permet de nuancer l'approche en termes de professionnalisation univoque. C'est un aspect important aussi dans l'étude menée par Nebiha Guiga des parcours de soin des soldats des guerres napoléoniennes.

¹ Othmar Keel, L'Avènement de la médecine clinique moderne en Europe, 1750–1815, Montréal 2001, notamment chapitre 3: «L'essor de la pratique clinique dans les armées européennes», 91–175.

² Isabelle Coquillard, Corps au temps des Lumières. Les docteurs régents de la Faculté de médecine en l'Université de Paris au XVIII^e siècle, Paris 2022, chapitre 10: «Les docteurs régents dans l'organisation des services de santé de la guerre et de la marine», 637–710.

³ On peut voir notamment Élisabeth Belmas et Joël Coste, Les Soldats du Roi à l'Hôtel des Invalides. Étude d'épidémiologie historique 1670–1791, Paris 2018.

⁴ Vincent Denis, Pierre-Yves Lacour, La logistique des savoirs Surabondance d'informations et technologies de papier au XVIII^e siècle, dans: Genèses 102/1 (2016), 107–122.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Même si la catégorisation formel/informel n'est ici pas vraiment adaptée, l'attention portée aux stratégies thérapeutiques des soldats est particulièrement convaincante et bien menée. La porosité entre domaines civil et militaire apparaît dans l'analyse par Sabine Jesner de la prise en charge des maladies vénériennes. Ici c'est l'encadrement sanitaire des populations rurales – souvent négligées par l'historiographie⁵ – qui est au centre des préoccupations politiques. Les difficultés de la collaboration entre acteurs civils et militaires apparaissent enfin dans le diagnostic et la prise en charge d'une ophtalmie épidémique analysée par Christian Promitzer et Marcel Chahrour.

En ce qui concerne la prise en charge médicale et sa définition, l'étude de Spinney est particulièrement riche quand elle évoque la question du linge et de la propreté dans le contexte d'une médecine environnementale et comme un élément du régime de vie. Le rôle des lavandières est présenté ici avec pertinence comme un élément à part entière d'un dispositif médical de soin (6–77). En revanche, la question des médicaments, de leur approvisionnement, de leur prescription et de leur consommation, alors qu'elle inaugure (9) et irrigue le volume pourrait être davantage prise en compte et mise en valeur. Les travaux de Justin Rivest sur les entrepreneurs et les monopoles pharmaceutiques, notamment dans le cadre des armées, permettent de réévaluer l'importance des remèdes dans l'économie hospitalo-militaire et dans la médecine du XVIII^e siècle.⁶

On voit bien l'ampleur et la richesse du chantier initié dans ce volume par Jesner et Neufeld. Comme souvent dans ce genre d'exercice, la collection demeure hétérogène. Il faut saluer l'effort de décloisonnement de champs historiographiques massifs et souvent imperméables. On garde à la lecture du volume une impression de juxtaposition entre des traditions différentes. Les perspectives dégagées à l'échelle micro par les études de cas rassemblées montrent l'importance de poursuivre les collaborations à une échelle européenne élargie.

⁵ Patrick Fournier, Claude Grimmer et Marie Bolton (dir.), *Médecine et santé dans les campagnes. Approches historiques et enjeux contemporains*, Bruxelles 2019.

⁶ Par exemple: Justin Rivest, *Secret Remedies and the Medical Needs of the French State: The Career of Adrien Helvétius, 1662–1727*, dans: *Canadian Journal of History* 51/3 (2016), 473–499.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Kelly Minelli, »Wo alle Herzen heldenmütig schlugen«. Heroische Leitbilder in deutschen und französischen Militärselbstzeugnissen des Siebenjährigen Krieges, der Kriege der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege, Baden-Baden (Ergon) 2024, 525 S. (Helden – Heroisierungen – Heroismen, 22), ISBN 978-3-98740-112-1, EUR 129,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Claude Luthiger, Clermont-Auvergne/Paris

Kelly Minelli widmet sich in ihrer Studie zentralen, bislang erstaunlich selten in dieser Breite angelegten Fragen: Wie werden Bilder von Helden und Heldentum in einer *longue durée* durch Prozesse der Selbstthematisierung von Angehörigen des deutschen und französischen Militärs konstruiert, wie wandeln sie sich vom Siebenjährigen Krieg über die Periode der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege bis ins späte 19. Jahrhundert und wie prägen sie die jeweiligen Erinnerungskulturen? Minelli verfolgt die kulturell-ideologischen Prozesse dieser Konstruktionen anhand eines beeindruckenden Quellenkorpus deutsch- und französischsprachiger Militärtagebücher, Memoiren und Briefe und erprobt damit eine kulturhistorisch orientierte Lektüre von »Heldenmut« jenseits klassischer Militärgeschichte.

Die Autorin zeigt überzeugend, dass Heroismen nicht als statische Charaktereigenschaften, sondern als diskursive Figuren zu begreifen sind. Sie entstehen im Spannungsfeld zwischen Selbstwahrnehmung, öffentlicher Erwartung und politischem Deutungshorizont. Die Kultur der Empfindsamkeit, die Ideale der Aufklärung und militärtechnische Entwicklungen wie die *Levée en masse*, die Öffnung der Offizierslaufbahn oder die Amalgamierung der Regimenter spielten dabei eine entscheidende Rolle.

Insbesondere im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert wurde die Darstellung des militärischen Heldentums zu einem zentralen Bestandteil der Selbstvergewisserung: heroische Leitbilder reflektierten ideologische Norm- und Wertesysteme und dienten Offizieren wie Soldaten als Orientierung. Gleichzeitig wurden sie in den überlieferten Selbstzeugnissen selbst wiederum zu heroischen Idealen, über die in einem Spannungsfeld zwischen pejorativer Subjektposition und Erfahrungen der Gewalt Identität hergestellt und gesichert wurde.

Minelli liefert damit auch eine Analyse, die die konstante Wechselwirkung von Fremd- und Selbstthematisierung reflektiert, die selbst das »widerständigste Subjekt« zu einem Mitproduzenten hegemonialer Ideale und dominanter Erinnerungskulturen werden lässt. Militärangehörige waren Teil der Konstruktionsprozesse



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

des Heroischen, die ihnen eine aktive Rolle aufzwingen: sie verinnerlichten die bereitgestellte Identifikation und reproduzierten die daraus generierten Subjektpositionen. Dieser Dynamik konnten sie sich oft erst retrospektiv in Memoiren entziehen, die in einem veränderten politischen, emotionalen und sozio-kulturellen Umfeld entstanden.

Minelli zeichnet minutiös nach, wie sich ein zunehmend »bürgerlich« verstandener Heroismus herausbildete. Tapferkeit und Opferbereitschaft erscheinen nicht mehr als ständisch kodierte Tugenden, sondern als moralische Selbstpflicht eines Subjekts, das seinen Wert aus aufopferndem Patriotismus, Pathos der Selbstüberwindung und Selbstdisziplin bezieht. Minelli beschreibt präzise, wie diese Verflechtung ein heroisches Ethos generiert, welches zwischen säkularer Opfersemantik und nationaler Sinnstiftung oszilliert.

Minellis interdisziplinäre Methode überzeugt. Sie liest Ego-Dokumente als performative Texte, in denen Individuen von sich selbst als Teil größerer Sinnzusammenhänge erzählen. Damit schließt sie an neuere kultur- und emotionsgeschichtliche Ansätze an, die militärische Erfahrung als kulturell codiertes, affektives Phänomen begreifen. Besonders stark sind jene Passagen, in denen sie die Sprache des Heroischen mit semantischen Feldern wie Ehre, Schmerz, Angst, Tränen oder Begehren verknüpft und damit zeigt, wie eng Emotionalität und Männlichkeitsvorstellungen in den Selbst- wie auch Fremdbeschreibungen der Soldaten und Offiziere verflochten waren.

Besonders eindrücklich und differenziert gelingt diese Darstellung im deutschen Teil der Studie, etwas weniger überzeugend ist der französische Teil, insbesondere dort, wo Minelli den Ersten Koalitionskrieg auf das Jahr II (1793–1794) verengt und militärische Selbst- und Fremddthematisierungen unter der Prämisse einer moralisch-ideologisch motivierten Gewalt der jakobinisch dominierten Regierung deutet. Diese Leseart knüpft an ältere historiographische Narrative an, welche eine situativ motivierte Reaktionspolitik in einer existenziellen Bedrohungslage als politisch institutionalisiertes System der sogenannten »Terreur« deuten. In der neueren Revolutionsforschung gilt dies weitgehend als überholt: Die Ausnahmepolitik des Jahres II mit ihrem Bündel heterogener Maßnahmen wurde erst retrospektiv durch die nachfolgende bürgerlich-revisionistische Regierung *hors contexte* zur »Terreur« als imaginierte, kohärente und institutionell verankerte Regierungsform umgedeutet, um die neue politische Ordnung zu legitimieren.¹

Diese Lesart verfehlt den komplexen Kontext des revolutionären Verteidigungskriegs inmitten innerer Bürgerkriegs- und



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ U. a. Michel Biard (Hg.), *Les politiques de la Terreur 1793–1794*, Rennes 2008; Guillaume Roubaud-Quashe, Côme Simien, *Haro sur les Jacobins. Essai sur un mythe politique français XVIII^e–XXI^e siècle*, Paris 2025.

Belagerungslogiken, indem die ideologische Motivationskampagne als Ursache statt als Reaktion auf die realpolitische Situation erscheint. Indem Minelli von einer »Gesinnung« von Regierung und Militärangehörigen ausgeht, die Gewalt im Namen der Revolutionsideale rechtfertigten, werden Ursache und Wirkung vertauscht und ein komplexes Phänomen moralisch überformt. Erschwerend für das Verständnis kommt die fehlende Unterscheidung zwischen Selbstzeugnissen regulärer Linientruppen ab 1791 und jenen der Armées révolutionnaires (1793–1794), hinzu, die sich in Funktion, Entstehungskontext, Zusammensetzung und revolutionärem Selbstverständnis deutlich unterscheiden.²

Insgesamt leidet der französische Revolutionsteil, wie auch ein Blick in das Literaturverzeichnis zeigt, unter einer schwachen Verankerung in der Revolutionshistoriographie – ein bedauerlicher Kontrast zum methodisch und historiographisch überzeugenden deutschen Abschnitt.

Trotz dieser Defizite ist der transnationale Zugriff bemerkenswert: Indem Minelli deutsche und französische Perspektiven parallel liest, macht sie die zirkulierenden Muster von Feindbild, Nation und Heroismus sichtbar und verdeutlicht, dass Heldentum kein statisches Ideal, sondern eine narrative Praxis ist, in der sich Gesellschaften ihrer Werte, Ängste und Brüche vergewissern.

Darüber hinaus ist die Arbeit ein methodisch reflektierter, materialreicher Beitrag zur vergleichenden Militär- und Kulturgeschichte. Minelli gelingt es, das Selbstzeugnis als Ort kultureller Sinnstiftung ernst zu nehmen, ohne es in Diskurstheorie aufzulösen. Ihre dichte Textarbeit, die sensible Beobachtung der emotionalen Register und das Bestreben, historische Erfahrung als Prozess der Selbstdeutung zu begreifen, verleihen der Studie Gewicht.

Insgesamt legt Kelly Minelli eine ambitionierte und quellengesättigte Studie vor, die heroische Selbstbilder und deren langfristigen Wandel als kulturelle und sozio-politische Praktiken der wechselseitigen Sinnstiftung zwischen Individuum und jeweiliger normativer Gestimmtheit der untersuchten Kommunikationsgemeinschaft überzeugend analysiert und daraus eine »Demokratisierung des Heroischen« auf pluralen Ebenen ableitet. Trotz der konzeptionellen und historiographischen Schwächen im französischen Revolutionsteil überzeugt das Werk durch methodische Klarheit, analytische Schärfe und die Fülle seines Materials. Es ist ein wichtiger, wenn auch nicht abschließender Beitrag zur Geschichte militärischer Heroismen im 18. und 19. Jahrhundert.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

² Raymonde Monnier, Art. »Armées Révolutionnaires«, in: Albert Soboul (Hg.), Dictionnaire historique de la Révolution française, Paris ³2014, 41–42.

Michael Printy, Enlightenment's Reformation. Religion and Philosophy in Germany, 1750–1830, Cambridge (Cambridge University Press) 2024, 284 p. (Ideas in Context, 152), ISBN 978-1-009-49406-9, DOI [10.1017/9781009494038](https://doi.org/10.1017/9781009494038), EUR 99,20.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Damien Tricoire, Trier

Diese Monografie hat zum Ziel, die Entstehung und frühe Geschichte des Modernisierungsnarrativs nachzuzeichnen, das in der Reformation eine entscheidende Etappe auf dem Weg zur Moderne sieht. Diesem Meisternarrativ zufolge habe die Reformation die Denkfreiheit begründet. Obwohl Historiker*innen diesen Mythos oft kritisiert haben, haben sie bislang keine umfassende Analyse seiner Erfindung und Etablierung geschrieben – eine Lücke, die Michael O'Neil Printy nun füllen möchte.

The Enlightenment's Reformation ist weniger ein Thesenbuch, das sich von bestehenden Forschungsthesen und -trends abgrenzt, außer vielleicht wenn es anglozentrische Erzählungen in der englischsprachigen Forschung kritisiert und stattdessen die Bedeutung der deutschen Ideengeschichte für die englischsprachige Kultur betont (10; Epilog). Seine Stärke liegt in der akribischen Rekonstruktion der Argumente und Wirkungsabsichten von Intellektuellen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Es geht dagegen nur begrenzt um Medien für ein breites Publikum – obwohl ein etwas textlastiger Almanach untersucht wird – und gar nicht um Bildanalyse. Methodologisch folgt die Studie der Cambridge School of history of ideas, in deren Reihe sie auch veröffentlicht ist.

Im Zentrum der Erzählung stehen bekannte Gestalten des deutschen intellektuellen Lebens wie Johann Joachim Spalding, Johann Salomo Semler, Karl Leonhard Reinhold, Johann Gottlieb Fichte oder Georg Friedrich Wilhelm Hegel, aber auch weniger berühmte Autoren wie Johann Georg Walch oder Charles Villers. Der Autorenkreis besteht aus protestantischen und männlichen Gelehrten, vor allem Universitätsprofessoren in Theologie, Philosophie und Geschichte. Printy liefert für jeden Fall eine gelungene und präzise Kontextualisierung und Zusammenfassung der besprochenen Schriften.

Dem Autor zufolge sei das Narrativ über die Reformation als Ursprung der Denkfreiheit in zwei Etappen aufgekommen, die er in den beiden Teilen seiner Monografie untersucht. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts spürten Aufklärungstheologen das Bedürfnis, sich vom Heterodoxieverdacht zu befreien und vom Deismus zu distanzieren. Sie präsentierten deshalb ihre Lehren und Methoden als eine Fortsetzung der lutherischen Reformation des 16. Jahrhunderts. Sie stellten also die Reformationsgeschichte



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

in den Dienst ihres religiösen Reformprogramms (Teil 1). Um 1800 eigneten sich dann auch Philosophen die Vorstellung an, die eigene Lehre sei eine Vervollständigung von Luthers Werk. Sie stellten also ihrerseits die Religion in den Dienst der Philosophie und beanspruchten nun, eine umfassende Begründung für die Moral zu liefern (Teil 2).

Der erste Teil geht auf die protestantische Apologetik im Zeitalter der Aufklärung und ihre Benutzung der Philosophie ein. Kapitel 1 analysiert Johann Joachim Spaldings *Bestimmung des Menschen* und Friedrich Wilhelm Jerusalems *Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion* (1768). Printy betont, dass Spalding unter dem Einfluss von Shaftesbury der Vermengung von Theologie und Philosophie den Weg geebnet habe. Somit konnten Christentum und Philosophie als Phänomene verstanden werden, die sich gegenseitig stützten. Im darauffolgenden Kapitel zeigt der Autor, dass Kirchenhistoriker wie Johann Lorenz von Mosheim und Johann Georg Walch in diesem Sinne anfangen, Luthers Verdienste für die Philosophie herauszustellen. Dies führt ihn im Kapitel 3 zu einer Analyse von der Art und Weise, wie Johann Salomo Semler seine rationalistische Theologie (»Neologie«) als Produkt der Reformation darstellte. Dieser behauptete nämlich, der Geist der Reformation sei die Denkfreiheit, sodass über jedes Dogma vor dem Tribunal der Vernunft geurteilt werden solle. Zugleich wird klar, dass Semler sich diese Freiheit nur in einem gelehrten Rahmen vorstellte und somit durchaus das Woellner'sche Religionsedikt gutheißen konnte.

Im zweiten Teil der Studie legt Printy zunächst dar, wie Karl Leonhard Reinhold die Kant'sche Philosophie als Fortsetzung der Reformation verstand (Kapitel 4) und sich Fichte davon inspirieren ließ. Reinhold zufolge habe Jesus eine Einheit von Religion und Moral hergestellt, die in den folgenden Jahrhunderten zuerst verlorengegangen, dann teilweise von Luther, aber gänzlich erst durch Kants kritische Philosophie wiederhergestellt worden sei. Reinhold griff auf die Reformation zurück, um eine Art philosophische Religion zu legitimieren. Kapitel 5 fokussiert dann auf den Lothringer Charles Villers, der sich die Göttinger Theorien vom geistigen Fortschritt durch die Reformation aneignete und auch auf Französisch verbreitete. Das darauffolgende Kapitel 6 analysiert zunächst einen 1817 veröffentlichten Almanach, der eine Reihe von Essays zum Fortschritt durch die Reformation enthält, bevor es Hegels Vorstellung von der deutschen Nation als Vorreiterin der geistigen Freiheit untersucht.

Die Untersuchung wird durch einen Epilog abgerundet, der zunächst die Wirkung der hier untersuchten Debatten über den historischen Platz der Reformation außerhalb Deutschlands, vor allem in der englischsprachigen Welt, betont. Daraufhin zeigt Printy, wie im 20. Jahrhundert in Deutschland der Erinnerungsort Aufklärung die Reformation als das Gründungsmoment der Moderne weitgehend verdrängte. Somit erfüllt diese gut lesbare und erkenntnisreiche Monografie auf vorbildliche Weise ihr Ziel,



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publié par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

eine Analyse des Entstehungskontexts und der Etablierung des Modernisierungsnarrativs zu liefern.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.4.114148](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.4.114148)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Olivier Richard, Helge Wittmann, Gabriel Zeilinger (Hg.), Kleine Reichsstädte, hg. vom Mühlhäuser Arbeitskreis für Reichsgeschichte, Petersberg (Michael Imhof Verlag) 2024, 447 S., 92 farb. u. 15 s/w Abb. (Studien zur Reichsstadtgeschichte, 11), ISBN 978-3-7319-1255-2, EUR 29,95.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sebastian Weil, Kassel

Mit der 10. wissenschaftlichen Tagung des Mühlhäuser Arbeitskreises für Reichsstadtgeschichte wurden »kleine Reichsstädte« erstmals systematisch in den Blick genommen. Diese stellen in der Tat ein Forschungsdesiderat dar, da sie bislang weder von der Reichs- noch von der Kleinstadtforschung umfassend berücksichtigt wurden. Erklärtes Ziel der Organisatoren Olivier Richard und Gabriel Zeilinger war es demnach, durch die Bündelung vielfältiger Ansätze und anhand verschiedener Fallbeispiele einen Anstoß dafür zu geben, den kleineren Reichsstädten in der Stadtgeschichtsforschung künftig mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen (14). Der vorliegende Tagungsband, vom Michael Imhof Verlag in sehr guter Qualität, reich bebildert und mit Register gedruckt, soll diese Impulse liefern.

Der Band demonstriert die Vielzahl an Blickwinkeln, unter denen kleinere Reichsstädte untersucht werden können, ohne auf die in der älteren Forschung üblichen Opfer- und Verlustnarrative oder die idealisierten Darstellungen kleiner, aber freier Stadtstaaten zurückgreifen zu müssen. So zeigen Michael Rothmann (17–44) und Thomas Lau (45–70) exemplarisch die Handlungsspielräume der Städte Weinsberg und Buchau gegenüber den sie umgebenden Herrschaftsträgern auf. Heidrun Ochs untersucht anhand der Städte Boppard und Oberwesel, welche Möglichkeiten deren Räte zur Ausübung einer Wirtschaftspolitik hatten (125–160). Die Schriftlichkeit kleinerer Städte wird mit gleich drei Beiträgen näher beleuchtet. Silvan Freddi verbindet den Ausbau der Solothurner Kanzlei im 15. Jahrhundert mit der anhaltenden Expansion des städtischen Territoriums (217), die mindestens ebenso entscheidend gewesen sei wie die persönliche Initiative des Stadtschreibers Hans vom Stall. Zu einem anderen Ergebnis kommt Hanna Nüllen in ihrer Betrachtung der Schriftlichkeit in den Reichsstädten Gelnhausen und Friedberg, wo trotz der »eher als Niedergang zu wertenden wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entwicklungen [...] die Anlage und der Ausdifferenzierungsgrad städtischen Schriftguts in Buchform ab der Mitte des 14. Jahrhunderts« zunahm (263). Sowohl Nüllen als auch Freddi gehen davon aus, dass sich das Kanzleipersonal an den umliegenden, größeren Kommunen orientierte und ein Wissenstransfer stattfand. Dominique Adrien hingegen erkennt im Auftauchen von »Verfassungsurkunden« kleinerer



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

südwestdeutscher Reichsstädte im 14. Jahrhundert keine bloßen Nachahmungen von politischen Ordnungen aus Augsburg oder Ulm, sondern jeweils eigenständige Lösungen für spezifische lokale Problemstellungen. Auch in einer Kleinstadt wie Pfullendorf habe es »die gedankliche Reife zu einer solchen politischen Konzeption und die technische Kompetenz für deren Verschriftlichung« gegeben (260).

Die Breite der Beiträge überzeugt, allerdings fehlt ein Beitrag mit dezidiert kommunikationsgeschichtlichem Zugang, obwohl sowohl in der Einführung als auch der Zusammenfassung betont wird, welchen Aufschluss die reichsstädtische Stellung in einem Kommunikationsnetzwerk über ihre jeweilige Reichweite und Bedeutung liefern kann.

Aus der thematischen Setzung des Bandes ergibt sich vornehmlich ein methodisches Problem, nämlich die durchaus zentrale Frage: Was genau ist eine kleine Reichsstadt? In ihrer Einleitung schlagen Richard und Zeilinger vor, von Reichsstädten »zweiter Reihe« zu sprechen, da sie oft nur sekundär in Kommunikationsnetze und die Strukturen des Reichs eingebunden waren (11). Gabriele Annas, die die Hof- und Reichstage des späten Mittelalters auf Spuren kleiner Städte untersuchte, bestätigt dies: Die kleineren Reichsstädte seien in doppelter Hinsicht nachgeordnet, sowohl den Großen des Reichs als auch den großen Freien und Reichsstädten, die häufig eine Vorortfunktion einnahmen (345). Wie unklar diese Kategorie jedoch ist, zeigen die Beiträge selbst: Die Bestimmung, ob der Untersuchungsgegenstand überhaupt eine »kleine« Reichsstadt ist und ob damit Rückständigkeit (in wirtschaftlicher oder politischer Hinsicht) gegenüber den »Großen« ausgedrückt wird, ist nicht immer eindeutig. Einige der Beiträge orientieren sich an den klassischen, stadtypologischen Kriterien Einwohnerzahl (Michael Rothmann, Hanna Nüllen, Silvan Freddi) und überbautes Areal (Heidrun Ochs). Annas sortiert die Städte anhand der Reichsmatrikel zumindest relativ ihrer Wirtschaftskraft nach Größe (355). Diese Matrikel, ebenso wie die im Schwäbischen Bund zu leistenden Abgaben, nimmt auch Adrien als Anhaltspunkt, der zudem Zentralitätskriterien nach dem von Escher und Hirschmann vorgelegten Modell benennt.¹ Ganz grundsätzlich hinterfragt Thomas Lau die Kategorie »kleine Reichsstadt«, da diese voraussetze, auf geschlossene und daher »vermessbare Entitäten« zu blicken – eine Grundvoraussetzung, die »[...] weder für Buchau noch für andere Reichsstädte zu[traf]« (68). Laus Untersuchung der Buchauer Unruhen im Jahre 1748 zeigt, dass die schwache Position der Ratsfamilien (d. h. fehlende Zentralität) dadurch abgefangen wurde, dass die eigentlichen Entscheidungen der städtischen Politik und Autoritätszuweisungen für den Rat aus der benachbarten, etwas größeren Reichsstadt Biberach vorgenommen wurden. Der Blick der Forschung müsse also weg von scheinbar abgeschlossenen Einheiten und dominierenden



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

¹ Monika Escher, Frank G. Hirschmann (Hg.), Die urbanen Zentren des hohen und späteren Mittelalters, 3 Bände, Trier 2005.

Zentren hin zu den sie umgebenden, dynamischen Netzwerken gelenkt werden. Die Frage, »was eine kleine Reichsstadt war und ausmachte« (12) und ob eine solche Kategorisierung zielführend ist, bleibt also weiterhin offen. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn diese Frage in allen Beiträgen mit Blick auf den jeweils eigenen Untersuchungsgegenstand etwas stärker reflektiert worden wäre.

Dennoch erfüllt der lesenswerte Band die an ihn zu stellenden Ansprüche: Zunächst versammelt er eine ganze Reihe von Fallbeispielen, in denen vormals oft unbeachtete, kleinere und mittelgroße Reichsstädte (und deren Überlieferung) in den Fokus rücken. Hier sei besonders Gerhard Fouquets Beitrag zu den »Unbekannten im spätmittelalterlichen Reich« – den Reichsdörfern – erwähnt (71–124), der einen wichtigen ersten Schritt zur Schließung dieser Forschungslücke darstellt. Darüber hinaus liefert der Band wichtige Denkanstöße: Er zeigt, dass die Ausweitung der Perspektive über die Epochengrenze hinweg insbesondere mit Blick auf die Stadtgeschichte einen Mehrwert liefert. Und er zeigt vor allem, dass die Geschichte der Reichsstädte (und des Reichs) nicht stets aus der Sicht der Großen untersucht und erzählt werden muss, sondern dass auch kleinere Kommunen Funktionen im Reich erfüllten und umgekehrt das Reich bzw. der Reichsstadtstatus auch für diese. Die vielfältigen Beiträge verdeutlichen zudem, dass diese »Kleinen« teilweise beachtliche Quellenbestände aufweisen, deren Erforschung weiterhin aussteht.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Daniel Ristau, Die Familie Bondi und das »Jüdische«.
Beziehungsgeschichte unter dem bürgerlichen
Wertehimmel, 1790–1870, Göttingen (V&R) 2022,
611 S., 15 Abb. (Bürgertum Neue Folge. Studien zur
Zivilgesellschaft, 22), ISBN 978-3-525-36858-9, EUR
85,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Silvia Richter, Frankfurt am Main

Im Mittelpunkt der beeindruckenden Studie von Daniel Ristau steht die komplexe Verflechtung jüdischer Familiengeschichte mit der Herausbildung bürgerlicher Kultur im 19. Jahrhundert: Am Beispiel der weit verzweigten Familie Bondi, deren Mitglieder in Dresden, Mainz und Hamburg lebten, fragt er, wie sich Zugehörigkeit und Identität zwischen religiöser Tradition und gesellschaftlicher Integration über einen Zeitraum von knapp hundert Jahren entwickelten. Dabei versteht Ristau die Kategorie »das Jüdische« nicht als starre, abstrakte Dimension, sondern als ein gelebtes Beziehungsgeschehen, das sich in sozialen Praktiken und alltäglichen Aushandlungen vollzieht. Seine Studie bewegt sich hierbei bewusst interdisziplinär zwischen den Genres Genealogie, Sozialgeschichte und praxeologischer Kulturgeschichte. Er zeichnet dabei Familiennetzwerke nach, die biologische, affektive und soziale Verbindungen umfassen.

Ausgangspunkt seiner Arbeit sind drei Familiengründungen um 1790, deren Entwicklungen Ristau bis 1870 verfolgt. Quellen aus Gemeindearchiven, Heirats- und Handelsregistern sowie privater Korrespondenz bilden das dichte Materialfundament seiner Reflexionen. Der Autor versteht die Familie Bondi als offenes soziales Gefüge, das auf vielfältige Weise mit anderen, nichtjüdischen Milieus verbunden war. Damit löst er sich von linearen Emanzipationsnarrativen und legt eine Geschichte der Beziehungsarbeit vor, die soziale Integration wie Differenz gleichermaßen sichtbar macht.

In den sieben Kapiteln des umfangreichen Bandes werden detailliert zentrale Aspekte in den Fokus gerückt und unter den Überschriften bzw. Themenfeldern »Anfänge«, »Praktiken«, »Ressourcen« und »Knotenpunkte: Räume und Orte« erörtert. Besonders überzeugend entfaltet Ristau seine Argumentation in Kapitel drei seiner Studie, das den Titel »Praktiken« trägt und die familiären Alltagsvollzüge in den Mittelpunkt rückt. Hier werden anschaulich Eheschließungen, Kindererziehung, Taufentscheidungen, Namensgebung sowie häusliche Rituale als Modi sozialer Positionierung analysiert. Ristau arbeitet hier heraus, dass sich jüdische und bürgerliche Lebensformen in der Familie Bondi nicht ausschlossen, sondern sich wechselseitig durchdrangen. Somit erscheint die Zugehörigkeit zum Judentum als Ergebnis *relationaler* Praktiken, das heißt als eine



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

performative, in alltäglichen Handlungen erzeugte Identität. Die empirische Dichte des Kapitels »Praktiken« ist in diesem Kontext außerdem besonders hervorzuheben: Ristau analysiert etwa, wie Heiratsstrategien innerhalb und außerhalb jüdischer Kreise sowohl ökonomische als auch moralische Funktionen erfüllten. Gerade Pflege- und Adoptionsverhältnisse machen sichtbar, dass Zugehörigkeit primär durch soziale Beziehungen und nicht durch Abstammung definiert wurde. Der Autor liest Briefe, Haushaltsdokumente und Porträts als Ausdrucksformen dieser relationalen Identität. Seine Fallbeispiele verbinden sich zu einem überzeugenden und mitreißenden Gesamtbild des »bürgerlichen Wertehimmels« als eines sozialen Erfahrungsraums, in dem das Jüdische alltäglich verhandelt wurde.

In Kapitel 5 (»Knotenpunkte: Räume und Orte«) öffnet Ristau den Blick auf die städtischen Kontexte dieser Beziehungen: Dresden, Mainz und Hamburg erscheinen als unterschiedliche Erfahrungsräume, in denen sich Formen jüdischer Präsenz und Integration ausprägten. Während Dresden durch höfische Konventionen und Assimilationsdruck gekennzeichnet war, entwickelte Mainz ein stärker reformorientiertes Gemeindeleben; Hamburg wiederum bot durch seine Handelsverflechtungen eine vergleichsweise offene Atmosphäre. Diese räumliche Perspektive macht deutlich, dass Identität nicht nur in Familien, sondern auch in urbanen Kontexten ausgehandelt wurde: Der Stadtraum fungiert hier als eine Art öffentlicher Bühne, auf der bürgerliche und religiöse Rollen gleichsam ineinander übergingen.

Der methodische Mehrwert und historische Erkenntnisgewinn des Buchs liegt in der Verbindung von Mikro- und Makroebene: Die Bondis werden von Ristau nicht als exotischer »Sonderfall« jüdischer Geschichte, sondern als exemplarische Akteure einer bürgerlichen Moderne dargestellt. Seine Studie verbindet sozialhistorische Präzision mit kulturwissenschaftlicher Offenheit, wobei die Darstellung und Sprache trotz des großen Umfangs nie den Fokus verliert und durchweg klar und quellennah ist.

Kritisch ließe sich anmerken, dass die positive Betonung von Vernetzung und Hybridität gelegentlich die ebenso vorhandenen Konfliktzonen der bürgerlichen Gesellschaft überblendet: Antijüdische Exklusionsmechanismen, rechtliche Einschränkungen und soziale Spannungen treten eher am Rande auf. Hier hätte eine kontrastierende Darstellung den Spannungsbogen zwischen Zugehörigkeit und Ausschluss stärker hervortreten lassen können. Auch die Fülle an Detailbeobachtungen erschwert stellenweise die Orientierung im argumentativen Verlauf; dennoch bleibt die Gesamtstruktur klar nachvollziehbar.

Trotz dieser kleineren Einwände bietet Ristaus Studie einen bedeutenden Beitrag zur Erforschung jüdischer Familien- und Sozialgeschichte im langen 19. Jahrhundert. Sie zeigt, dass das Jüdische als gelebte Beziehungspraxis verstanden werden kann, d.h. als Resultat alltäglicher Interaktion, räumlicher Verortung und kultureller Übersetzungsarbeit. *Die Familie Bondi und das*



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

»Jüdische« ist somit eine hervorragend recherchierte, methodisch anspruchsvolle und inhaltlich reichhaltige Studie, die einen wichtigen Beitrag zur Familien- und Netzwerkgeschichte jüdischer Familien im deutschen Bürgertum des 19. Jahrhunderts leistet. Wer sich mit diesen Themen befassen möchte, findet hier sowohl neues empirisches Material als auch kluge Denkmodelle für Beziehungen, Identität und Zugehörigkeit in einer Zeit des tiefgehenden sozialen Wandels.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.4.114150](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.4.114150)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Jan Siegemund, *Öffentlichkeit als Waffe. Schmähschriften als Mittel des Konfliktaustrags in Kursachsen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts*, München (UVK) 2024, 428 S. (Konflikte und Kultur, 41), ISBN 978-3-7398-3203-6, EUR 54,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Markus Bardenheuer, Basel

Mit *Öffentlichkeit als Waffe* legt Jan Siegemund eine äusserst überlegte, sorgfältige Auseinandersetzung mit frühmodernen Schmähschriften vor. Am Ausgangspunkt seiner Arbeit steht die Beobachtung, dass die bisherige Forschung Schmähschriften weitgehend entweder starr in ihrer Funktion innerhalb rechtlicher Auseinandersetzungen oder im Gegenzug mit einiger Unschärfe als Medium populärer Obrigkeitskritik behandelt. Seine Arbeit bietet einen überzeugenden Ansatz, beide Stränge zusammenzudenken. Darüber hinaus fungiert *Öffentlichkeit als Waffe* als Plädoyer für das vertiefte Studium frühmoderner handgeschriebener und mündlicher Kommunikation innerhalb eines historiografischen Felds, das die Wichtigkeit des gesprochenen und geschriebenen Worts allzu gern heraufbeschwört, um dann doch immer wieder Druckschriften in den Vordergrund zu stellen.

Die Grundannahmen von Siegemunds Arbeit werden in einem ausführlichen Einführungsteil entlang der zwei Pole Ehr- und Konfliktgeschichte und Öffentlichkeitsgeschichte ausgebreitet. Das Leitinteresse des Autors ist dabei auf die Wirkung von Schmähschriften innerhalb eines dynamischen Rezeptionsvorgangs gerichtet. Insbesondere das Zusammenspiel von Schmähschrift und Gerücht steht wiederholt im Zentrum von Siegemunds Überlegungen. Diese Überlegungen entfaltet der Autor anhand von vier konkreten Episoden zwischen 1569 und 1599 im Raum Kursachsen, in denen Schmähschriften in unterschiedlichen Konfliktkonstellationen zum Einsatz gebracht wurden.

Die erste Fallstudie ist als Einführung in die Grunddynamiken der Schmähschriftenkultur angelegt. Siegemund nutzt die gerichtliche Auseinandersetzung um ein paar Leipziger Pasquillen dazu, den Einsatz von (oft geschlechtsspezifischer) Komik darzustellen, die in ihrer blossstellenden Wirkung an Rügebräuche anschliesst. Auch führt der Autor hier mit der Betonung der Anschlusskommunikation eines der Leitthemen der Arbeit ein: die von Schmähschriften kolportierten Anschuldigungen, so der Autor, werden dem breiteren Publikum weniger häufig durch direkte Lektüre, sondern durch diverse mündliche Kommunikationsakte bekannt.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

In der zweiten Fallstudie verknüpft der Autor dann diesen Befund mit dem von James C. Scott geprägten Begriff der *weapons of the weak*. In einer asymmetrischen Konfliktkonstellation – hier etwa ein einfacher Zuckerbäcker gegen einen sächsischen Adligen – fungierten Schmähschriften als »Jedermanns-Ressource«, um festgefahrene juristische Auseinandersetzungen wieder zu beleben. Siegemund stellt überzeugend dar, dass oft weniger der genaue Inhalt, als der bloße allgemeine Fakt, dass ein Individuum von Schmähschriften öffentlich aufs Korn genommen wurde, eine solche Dynamik losstrecken konnte.

Auch in politischen Streitigkeiten wurden Schmähschriften so zu einem Mittel, Öffentlichkeit strategisch einzusetzen. Die beiden abschließenden Fallstudien zeigen, wie obrigkeitsskritische Schmähschriften ihre Wirkmacht daraus zogen, den Vorwurf individueller Morallosigkeit und politischer Verantwortungslosigkeit mit der diffusen Androhung von Unruhen zu verschmelzen. Die unbestimmte Autorschaft von Schmähschriften generierte dabei Verdachtsfälle in alle möglichen Richtungen, wie Siegemund in einem besonders interessanten Unterkapitel darzustellen vermag. Nicht selten wählten sich die behaupteten Urheber von Schmähschriften als die eigentlichen Opfer einer gegen sie gerichteten Verschwörung. Und tatsächlich waren es ja in der Regel die vermeintlichen Autorinnen und Autoren, die als größte Verliererinnen und Verlierer aus der eigenen Schmähschriftenkampagne herausgingen. Für Siegemund zeigt sich in dieser Aktivierung konspirativer Denkmuster ein weiterer Faktor für die oft durchschlagende gesellschaftliche Wirkmacht von Schmähschriften. Dass das ganze Pasquillengeschäft für uns Heutige dann doch recht oft selbstschädigend anmutet, relativiert er etwas pauschal mit einem Hinweis auf die besondere emotionale Aufladung solcher Konflikte, sowie die eigenwillige Rationalität und Möglichkeit drastischer Fehlkalkulationen aufseiten der darin verwickelten Akteurinnen und Akteure.

Durchgehend überzeugend ist Siegemunds Arbeit dann, wenn es darum geht, die von ihm erforschten Schriften in ihren verschiedensten Facetten zu deuten und in ihren Entstehungszusammenhängen zu situieren. Ebenso beeindruckt die Fähigkeit des Autors, eine Vielzahl historiografisch-konzeptioneller Bezüge für seine Forschungsfragen nutzbar zu machen. Nur gelegentlich wird die Abfolge von Begrifflichkeiten und Konzepten dann doch etwas ausufernd, und manche weit entfernten Forschungskonzepte stehen in allzu scheinbarer Eintracht nebeneinander. Siegemund eignet sich die von ihm aufgerufenen Konzepte durchaus pragmatisch an, was sich etwa in dem in der Arbeit wiederholt auftauchenden Konzept der *weapons of the weak* zeigt. Was bei Scott als sozialromantisch aufgeladener Begriff für kommunikative Sabotageakte von Herrschaftsstrukturen durch flüchtige Äußerungsformen firmiert, bezeichnet bei Siegemund die Fähigkeit, mit der skandalisierenden Kraft von Schmähschriften sozial Höherrangige zu einer offenen Konfliktaustragung zu zwingen. Nicht ganz konsistent ist hingegen seine wiederholte Bezeichnung von Schmähschriftkonflikten



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

als Stellvertreterkonflikt. Wenn Ehre, so wie der Autor entlang der bestehenden Forschung feststellt, als »transzendente Bezugsgrösse [...] über allen anderen Kategorien sozialer Positionierung« (41) fungiert, warum dann die Trennung von vermeintlichem Sachkonflikt und ersatzweisem Ehrkonflikt? Siegemund betont selbst im Schluss der Arbeit, dass eine völlige Loslösung von Sach- und Ehrkonflikt nie vollzogen wird, und bietet das wesentlich überzeugende Denkmodell einer Verschaltung »unterschiedliche[r] Konfliktlinien im Modus der Herabsetzung« (346).

Dies sind im Rahmen des Gesamtwerks geringfügige Dissonanzen, welche einmal mehr die Schwierigkeit unterstreichen, den Begriff der Ehre historiografisch handhabbar zu machen. Den Schlussteil seiner Arbeit nutzt Siegemund für eine Reihe deutlicher Einordnungen. Schmähschriften waren wirksame, ressourcenarme Mittel der Streiteskalation, die somit insbesondere sozial niederrangigen Streitbeteiligten offenstanden. Die Wirksamkeit dieses Mittels war bedingt durch ihre Vermischung von privater Schelte und politischer Kritik, durch die mangelnde Greifbarkeit ihrer Urheber und das Dilemma, dass jede Gegenantwort die Virulenz der Ursprungsbotschaft erhöhte. Ein Großteil der Wirkung dieser Schriften erfolgte mit einiger Distanz zum Ursprungstext, in Form von anschließendem Gerede und Gerücht, produziert und verstärkt über verschiedene Rezeptionszirkel. Anhand dieser Wirkungsweisen und Verbreitungsdynamiken argumentiert Siegemund überzeugend dafür, dass Zeitgenossen das »*imaginaire* einer ungeteilten Öffentlichkeit stets als Hintergrund sozialer Handlungen« (351) mitdachten. Wer von dieser gründlich herausgearbeiteten These noch nicht überzeugt ist, kann sich anhand der im Anhang abgedruckten Transkriptionen ein eigenes Bild der zitierten Pasquillen machen. Alle anderen dürften in Siegemunds Buch ein für die weitere Forschungsarbeit an frühmodernen Schmähschriften obligatorisches Werk finden.



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Arno Strohmeier, Christoph Würflinger, Anna Spitzbart, Lisa Brunner (Hg.), Die Medialität von Diplomatie. Diplomatische Korrespondenzen im Kontext frühneuzeitlicher Briefkultur, Münster (Aschendorff) 2024, X-500 S., 10 Abb. (Schriftenreihe zur Neueren Geschichte, 43), ISBN 978-3-402-14772-6, EUR 69,00.

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Sven Externbrink, Heidelberg

Von der Erfindung der Schrift bis zum Aufkommen des Telegrafen und schließlich der drahtlosen Kommunikation war der Brief das Medium der Übermittlung von Information bzw. überhaupt der Kommunikation zwischen räumlich getrennten Akteuren. Die Gestalt des Briefes, egal auf welchem Material – Wachstafelchen, Papyrus, Pergament oder Papier – geschrieben, reichte vom wenige Zeilen langen »billet« bis zu zahlreiche Papierbögen umfassenden Relationen. Die zunehmende Dynamik der »Außenbeziehungen« politischer Akteure ließ spätestens seit dem 15. Jahrhundert eine besondere »Spezies« von Brief entstehen: die diplomatische Depesche. Von Historikerinnen und Historikern der Diplomatie zwar schon immer ausgewertet, ist der vorliegende Sammelband der »Medialität« von diplomatischen Korrespondenzen gewidmet. Jeder, der sich mit diplomatischer Korrespondenz beschäftigt hat, weiß um ihre Erscheinungsvielfalt und diese wird in den vorliegenden Fallstudien eindrucksvoll dokumentiert.

Arno Strohmeier referiert in seiner Einleitung die verschiedenen Theorieangebote vor allem der literarischen Briefforschung. Er betont zu Recht die Notwendigkeit eines interdisziplinären Zugriffs und führt medien- und literaturwissenschaftliche, linguistische und historische Ansätze (besonders die der »politischen Kommunikation«) zusammen. »Medialität« verweist hierbei auf die spezifischen Kontexte, in denen diplomatische Korrespondenzen entstehen: »Mit der Medialität wird also eine bestimmte Qualität (als ein Set von Eigenschaften) verstanden, die historisch an eine kulturelle Situation gebunden ist« (12). Sein in der Einleitung skizziertes methodisches Raster wendet Strohmeier dann in seinem Beitrag über die Mission des kaiserlichen Gesandten Greiffenklau an der Pforte an.

Leider kann nicht detailliert auf alle Beiträge eingegangen werden. In ihnen blicken die Autorinnen und Autoren aus drei Perspektiven auf die »Medialität« der Korrespondenzen: Dies sind erstens die Akteure und Akteurinnen der diplomatischen Korrespondenz, zweitens die Korrespondenz in der (diplomatischen) Praxis und drittens die »Textsortennetze« der Korrespondenzen. »Diplomatisch« wird dabei weit ausgelegt, denn die Untersuchungen zu den Korrespondenzen der Familie Amerbach



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

(Martina Hacke), zwischen Herzog August d. J. von Braunschweig-Lüneburg und Johann Valentin Andreae (Moritz Zimmermann) über Nicodemus Frischlin mit dem Stuttgarter Hof könnte man auch unter der Rubrik Gelehrtenbriefwechseln einordnen.

Die große Spannweite von Autoren und Autorinnen diplomatischer Korrespondenz demonstrieren die Beiträge des ersten Kapitels: Neben den wenig beachteten Gesandtschaftssekretären und ihrer Rolle beim Abfassen von Depeschen (Megan K. Williams am Beispiel der Sekretäre des kaiserlichen Botschafters Andreas Burgo, 1476–1533) konnten dies auch Kaufleute sein, die von Fürsten mit diplomatischen Missionen beauftragt wurden (Mark Häberlein über den Augsburger Kaufmann Anton Meuting). Ausdrücklich ist daran zu erinnern, dass es auch *weibliche* Akteure in den frühneuzeitlichen Außenbeziehungen und damit Verfasserinnen diplomatischer Korrespondenz gab, und es ist zu begrüßen, dass ihnen zwei Beiträge gewidmet werden. Christina Antenhofer gibt einen Einblick in die Familienkorrespondenzen der Gonzaga und Sforza, Katrin Keller stellt die Reichsfürstinnen als diplomatische Akteurinnen vor.

Wie Depeschen geschrieben wurden, wie Informationen gewonnen, übermittelt und geschützt wurden und welche Wege sie zurücklegten, illustrieren die Beiträge des zweiten Teils, wie der von Guido Braun über die Nuntiatur des Pier Paolo Vergerio in den ersten Reformationsjahrzehnten im Reich, von Christoph Würfflinger über die Chiffrierungspraxis und von Elisabeth Lobenwein über die Informationsgewinnung kaiserlicher Gesandter an der Pforte. Zahlreiche interessante Befunde wären hier zu nennen, wie die Bemühungen des Nuntius Vergerio, der Kurie verständlich zu machen, dass im Reich eine Bewegung entstanden war, die Rom und Kirche in ihren Grundfesten erschüttern sollte, was so gar nicht der Erwartungshaltung der Kurie an ihren Nuntius entsprach.

Die Beiträge des dritten Teils belegen eindrucksvoll, dass der Begriff »diplomatische Depesche« eine große Spannweite von Schriftstücken umfasst. Lena Oetzel und Dorothee Goetze zeigen dies am Beispiel von Korrespondenzen reichischer Akteure und kaiserlicher Gesandte auf dem Westfälischen Friedenskongress. Depeschen enthielten zahlreiche Beilagen (Protokolle, Vertragsentwürfe) und parallel dazu entstanden offizielle und inoffizielle Diarien, die wie die Depeschen den Verhandlungsgang abbildeten. Verflechtung und Intertextualität kann zwischen Depeschen und Reiseberichten (Lisa Brunner) und Depeschen und »Zeitungen« (Gleb Kazakov) beobachtet werden. Diplomatische Depeschen waren immer Reinschriften und durchliefen einen mehrstufigen Prozess, beginnend mit einem ersten Konzept. Wo der Überlieferungszufall die Konzepte erhalten hat, ist es möglich, dies zu untersuchen (Marcus Stiebing am Beispiel der Korrespondenz Dorothea Marias von Sachsen Weimar mit dem Kaiserhof am Beginn des 17. Jahrhundert).



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Dieser lesenswerte Band ist ein wichtiger Beitrag sowohl zur mittlerweile nicht mehr ganz so »neuen« Diplomatiegeschichte als auch zur frühneuzeitlichen Briefkultur. Ein wenig ermüdend zu lesen sind die in vielen Beiträgen wiederkehrenden methodisch-theoretischen Variationen zur frühneuzeitlichen Korrespondenz- und Briefkultur. Doch davon abgesehen bietet der Band einen eindrucksvollen Beleg für die Reichhaltigkeit der diplomatischen Depeschen aus der Frühen Neuzeit, von denen viele weiterhin in den Archiven auf ihre Leser und Leserinnen warten.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.4.114152](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.4.114152)

Seite | page 3



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

**Tom Tölle (éd.), Nikolaus Kindlingers Selbstzeugnis.
Ein Archivar am Ende des Heiligen Römischen
Reiches, Göttingen (Böhlau Köln) 2024, 434 S., ISBN
978-3-412-52914-7, EUR 65,00.**

rezensiert von | compte rendu rédigé par
Éric Hassler, Strasbourg

Depuis une dizaine d'années, les sciences de la généalogie connaissent un très net regain d'intérêt chez les historiens. Abordée désormais sous l'angle d'une culture de la généalogie davantage qu'une culture généalogique (D. Raines), leur étude fait émerger de nombreuses figures d'experts, à l'image des feudistes allemands désormais bien connus grâce aux travaux de Markus Friedrich. On pense notamment à l'étude portant sur Jakob Wilhelm Imhoff, parue un an avant l'édition du journal d'un autre généalogiste et feudiste, Nikolaus Kindlinger, menée ici par Tom Tölle. Comprendre l'émergence de la figure de l'expert est du reste le parti pris de l'éditeur de cette source à bien des égards passionnants. Écrite entre 1792 et 1809, dans un temps de profonds bouleversements, comme le souligne T. Tölle dans une très belle introduction, l'autobiographie de Kindlinger éclaire sur la compréhension qu'a pu avoir un intellectuel des nombreuses ruptures qui émaillent l'histoire de l'espace germanique entre la fin du XVIII^e siècle et les années 1810. Lui-même moine, Kindlinger est selon l'auteur un représentant du »monachisme éclairé«, ayant bénéficié de l'environnement intellectuel des monastères pour parfaire sa connaissance de multitudes de disciplines, et en particulier des sciences auxiliaires qui allaient lui être fondamentalement utiles dans sa carrière de feudiste, en particulier auprès de la noblesse westphalienne. Il développe ainsi, comme ses confrères étudiés par M. Friedrich, une remarquable expertise en matière d'approche et de traitement des archives. T. Tölle diverge en cela d'interprétations plus anciennes qui voyaient en N. Kindlinger un être d'une intelligence très moyenne, doublée d'un opportunisme patenté.

En prenant le contre-pied de ces études antérieures, T. Tölle propose d'interpréter l'action d'écriture de soi du feudiste comme une tentative d'auto-légitimation, à la fois dans sa posture d'expert et au regard de son passé monacal. Au cours de son autobiographie, Kindlinger n'hésite ainsi pas à abonder dans le sens de la condamnation de la dépravation d'une partie du clergé régulier, pour mettre en avant, par contraste, sa propre moralité, tant comme ancien moine que dans ses nouvelles pratiques professionnelles. T. Tölle souligne en effet combien l'évocation de son comportement est omniprésente dans l'écriture autobiographique de Kindlinger. Ce dernier semble de fait nourrir une relation complexe à la période prérévolutionnaire, entre nostalgie et attentes sociales et intellectuelles dans les potentialités de ce basculement historique majeur, inscrivant son statut d'expert dans une sorte d'instabilité conditionnelle. L'autobiographie de



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)

Kindlinger constitue donc une magnifique fenêtre ouverte à la fois sur cette période de rupture et sur l'évolution des pratiques du généalogiste itinérant.

L'édition de ce texte n'en est pas moins curieusement menée. Loin de constituer une trouvaille récente, l'autobiographie de Kindlinger était non seulement déjà connue, mais avait fait l'objet d'une copie annotée par l'universitaire wiesbadois Friedrich Otto en 1899, laquelle constitue ici la base de la présente édition de la source. T. Tölle explique dans l'introduction que l'édition projetée dans les premières années du XX^e siècle n'avait en effet pas abouti. Lorsqu'elle avait été sollicitée au motif que l'essentiel du fonds généalogique collectionné par Kindlinger avait été déposé à Münster en 1827, la Commission historique de Westphalie avait repoussé le projet d'édition, jugeant non seulement la source peu intéressante, car trop autobiographique, mais de surcroît de nature à heurter les bonnes mœurs du lecteur en raison des passages décrivant assez crûment les dérives sexuelles des moines de Hammer dont il aurait fallu expurger le texte. C'est pourtant l'édition de Friedrich Otto que reprend ici T. Tölle, justifiant son choix par l'intérêt que le travail de l'universitaire présente pour notre connaissance des pratiques savantes de l'époque wilhelminienne. En procédant de la sorte, il inscrit la source dans une sorte de mise en abîme qui peut certes se justifier intellectuellement, mais laisse le lecteur aux prises avec un appareil critique aussi ténu que daté, jusque dans l'index et la bibliographie commis par Otto et scrupuleusement reproduits en fin de volume, coquilles comprises. Ce parti-pris présente plusieurs inconvénients: il faut d'une part se contenter des notes de l'introduction pour bénéficier d'une mise en perspective actuelle de la source; d'autre part, l'édition de la source est tributaire des connaissances de l'éditeur du début du XX^e siècle et de ses limites, y compris dans la confection d'un index à la fois lacunaire et fautif - on peut du reste se demander si ces lacunes participent également de l'évocation des pratiques savantes de l'époque wilhelminienne; enfin et surtout, ce parti-pris rend partiellement inutilisable la source en l'absence de l'appareil explicatif et critique attendu d'une édition en bonne et due forme. Ce choix, assumé par l'éditeur, n'en est pas moins regrettable au regard des potentialités de la source.

Frühe Neuzeit – Revolution –
Empire (1500–1815)

DOI:
[10.11588/frrec.2025.4.114153](https://doi.org/10.11588/frrec.2025.4.114153)

Seite | page 2



Herausgegeben vom Deutschen
Historischen Institut Paris |
publiée par l'Institut historique
allemand



Publiziert unter | publiée sous
[CC BY 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/)